

ERBZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 1.

Monatlich erscheinen vier Nummern.

Berlin, 1. Januar 1860.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VI. Jahrgang.

Milly Monne.

Von
F. F. Smith.

1. Capitel.

Vor ungefähr dreißig Jahren stand zwischen Lincoln und Cleaford in England ein altes Herrenhaus, Kockingham Hall genannt, ein schwerfälliges, aus rothen Ziegelsteinen errichtetes Gebäude, das selbst in seinen jungen Tagen schwerlich auf architektonische Schönheit Anspruch gemacht haben mochte. Es war nicht einmal malerisch; als das einzige Bemerkenswerthe daran konnte seine Bauart gelten, welche nicht selten vorüberfahrende Fremde auf die Vermuthung führte, es sei eine Fabrik oder ein Armenhaus.

Kockingham Hall war eine jener traurigen Wohnstätten, über denen der Geist der Verwüstung mit ausgebreiteten Eulenflügeln zu brüten scheint. Fast alle Fenster des untern Stockwerks waren mit Brettern vernagelt, die der oberen Räume schwarz und trübe, die Scheiben von Staub und Spinnweben verdunkelt, die Rahmen verfaulend und zerbröckelnd, weil kein schützender Anstrich sie vor dem Einfluß des Wetters sicher gestellt.

Jahre mochten vergangen sein, ohne daß eine Hand sich zur Ausbesserung oder Lüftung des Hauses geregt, die Feuchtigkeit hatte davon Besitz genommen, hatte es benagt vom Kellergewölbe an, bis zu den Balken des Daches, in welchem bedeutende Senkungen sich bemerkbar machten, noch auffallender durch rothe Streifen, die wie Blutströme von oben nach unten sich zogen, da wo die gesprungnen Ziegeln ihre ursprüngliche rothe Farbe zeigten.

Das Hauptthor sah aus, als sei es nie gutwillig geöffnet worden, höchstens um einen Leichenzug durchzulassen; eher hätte man Wölfe, als Menschen in dem alten Gebäu vermuthet, und doch war es bewohnt, bewohnt von Menschen.

In früherer Zeit war Kockingham Hall von einem großen Park umgeben gewesen, doch die Bäume desselben waren längst vor dem Hammer des Auktionators gefallen, die Ländereien stückweis bald von diesem, bald von jenem Nachbar angekauft, bis zuletzt nur ein schmaler Grasplatz und ein Stück Land, halb Garten, halb Feld, dem Hause als Zubehör blieben.

Bei den in der Gegend wohnenden Bauern galt es als unumsößliche Gewißheit, daß es in Kockingham Hall umgehe. Mehr als ein Farmer hatte schon seine erzünte Ehehälft zum Schweigen gebracht, durch die Versicherung, daß er die weiße Frau und ihren Schatten gesehen. Einige glaubten sogar zwei weiße Frauen gesehen zu haben, doch ist dies eine Variation, die kaum anders zu deuten, als durch den Zustand der Erzähler, die, wahrscheinlich spät vom Markte zurückkehrend, sehr geneigt waren, alle Dinge doppelt zu sehen.

Alle, welche die weiße Frau gesehen, oder sie gesehen zu haben meinten, stimmten darin überein, daß sie weiß gekleidet, dicht verschleiert, und von einer dunkeln Gestalt begleitet sei, in welcher man einen dienenden Geist vermuthete. Daher schrieb sich der Name — die weiße Frau und ihr Schatten.

Die ganze Gegend um das alte Schloß trug den Charakter der Debe und Unfruchtbarkeit. Hier und da unterbrachen

einige gestuhte, krüppelhafte Bäume die Einförmigkeit der niedrigen Hecke, welche die Landstraße von den zu Kockingham Hall gehörigen Platz und von der Lincoln Hutung trennte, auf deren weiter Fläche wenig mehr als etwas Priementraut und spärliches Futter für einige Schafe wuchs. Gewöhnlich benutzte eine Zigeunerhorde diesen Platz, um hier ihr Lager aufzuschlagen, denn der Herr des Hauses war schon lange im Auslande, und der Mann, dem er sein Haus übergeben, nicht aufgelegt, mit den malerischen, gefeßfeindlichen Ansiedlern zu freiten.

An der entgegengesetzten Seite der Straße, ungefähr hundert Schritt von der Hecke, gerade an der Grenze der Hutung, stand eine einsame Scheune, ganz umschlossen von Ephen und Schlingpflanzen, welche das morsche Gebälk zusammenhielten. Warum eine Scheune an diese abgelegene Stelle gebaut worden sei, vermochte Niemand zu errathen; augenscheinlich ward sie selten benutzt, denn einer der Thorflügel war aus den rostigen Angeln gefallen, und sein Gefährte knarrte traurig, langsam hin und her bewegt vom Winde, der um das Dach des alten Gebäudes heulte und pff in der Nacht, da zwei junge Wanderer bei heftigen Gewitter unter erbarmungslosem Regen und Hagel die öde, kahle Landstraße entlang schritten.

Oliver Brandreth, der ältere der Beiden, war ein schöner, männlich ernster Knabe von vierzehn Jahren, dessen helles gelocktes Haar, blaue Augen und unverkennbar säch-

ihn gelehrt, den Ausdruck seiner Züge zu beherrschen. Eine unnatürliche, weil allzufrühe Traurigkeit schien jedem Zug seines schönen Gesichts aufgeprägt, nicht als hätte eine plötzliche Krankheit diese Linien gegraben, fest, wie der Eindruck eines Siegels schienen sie den jugendlichen Zügen einverleibt. Philipp lächelte selten, und nur, wenn sein Gefährte, an dessen Arm er mit rührendem Vertrauen sich gelehrt, ihn freundlich anredete, erblickten sich seine düsternen Züge auf einen Augenblick, wie eine von Wolken verdunkelte Gegend bei flüchtigem Sonnenblick.

Obgleich die Kleidung beider Knaben durchnäßt, von der Reise befeuchtet und schadhast war, konnte man in den jugendlichen Wanderern doch schwerlich Kinder aus den höheren Kreisen der Gesellschaft erkennen.

„Mutig vorwärts, Philipp,“ sprach der Ältere; „wir dürfen bald nicht mehr befürchten, daß sie uns einholen, hier muß ein Dorf in der Nähe sein.“

„Ich kann nicht weiter,“ antwortete der erschöpfte Knabe. „Wir ist, als möchte ich mich hier auf die Straße legen und sterben.“

„Sterben? Anstun!“ rief Oliver. „Sei munter, Philipp. Wir haben ja erst dreißig Meilen gemacht; der Regen thut uns nichts. — Du mußt Dir einbilden, wir wären bei einer Lustpartie vom Gewitter überrascht und lüchlig durchnäßt worden, und müßt darüber lachen, wie ich. Wir müssen tapfer zuschreiten,“ setzte er ernster hinzu, „wenn wir Morgens mit der Post nach London wollen.“

„Nur einen Augenblick laß mich Athem schöpfen, lieber Oliver,“ hauchte der Jüngere mit schwacher Stimme, „dann will ich ja wieder versuchen.“

Das Haupt des armen Knaben sank auf die Brust herab, und er wäre umgesunken, hätte nicht der starke Arm seines Freundes ihn gehalten.

Zum ersten Mal seit ihrem Entweichen von der Schule — die Gründe dazu werden wir bei einer andern Gelegenheit erläutern — fühlte Oliver sich ernstlich besorgt, doch seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Er blickte aufmerksam, so weit die Dunkelheit es gestattete, in der Gegend umher und trug, da er in geringer Entfernung die alte Scheune gewahrte, seinen jetzt bestimmungslosen Kameraden unter deren Obdach.

Glücklicherweise entdeckte er in einer Ecke der Scheune eine Lage Stroh. Auf diese ließ er seine Last nieder und begann, an seines jungen Freundes Seite knieend, diesem Gesicht und Hände zu reiben.

„Philipp, lieber Philipp!“ rief er erfreut, bemerkend, daß seine Belebnungsversuche nicht erfolglos blieben; „vergieb mir, daß ich Dich über Deine Kräfte anstrengen wollte. Ich war zu eifrig, vorwärts zu kommen.“

„Ich werde versuchen,“ begann der Leidende, „ich werde versuchen, wenn Du nur . . .“

„Nichts sollst Du thun,“ unterbrach ihn Oliver mit freundlicher Dringlichkeit. „Wir bleiben hier bis morgen früh; unterdessen trocknen unsere Röcke und hungern werden wir auch nicht. Wir haben Zwieback genug.“

„Hier bleiben?“ wiederholte Philipp, mit einem sichtbaren Schauer den unheimlichen Ort mustend.

„Der Platz ist hübsch genug,“ fuhr der mutigere Oliver fort. „Warum fürchtest Du Dich? Ich bin ja bei Dir, und das Pistol, das wir kauften, um bei dem alten Danby die Sperlinge zu schießen, habe ich auch bei mir,“ setzte er flüsternd hinzu.

„Du wirst doch auf keinen Menschen schießen, Oliver,



„Was ging hier vor?“ fragte er. (Seite 2.)

stische Züge den offenen, liebevollen, muthvollen Charakter durchblicken ließen. Man sah es dem Knaben an, daß niemals Furcht ihn zu einer Lüge verleitet, daß die Stimme der Freundschaft oder des Unglücks nie vergebens ihn anrufen werde, daß seine Lippen nicht als vorsichtige Wächter seine Gedanken eingeschlossen hielten. Was er fühlte, sprach er aus und Niemand, der ihn kannte, zweifelte an der Aufrichtigkeit seiner Worte.

Olivers Reisegefährte, welcher kaum zwölf Jahre alt sein konnte, war, wenigstens dem Aeußern nach, das vollkommene Gegenstück.

Philipp Brandford hatte dunkles Haar und dunkle Augen, wie wir solche bei den Söhnen des sonnigen Südens, doch selten in unseren nordischen Landen zu sehen gewohnt sind. Eine Welt von Gefühl und schlummernder Leidenschaft lag in diesen Augen, welche in einem Augenblick hell aufleuchteten vom Strahl des Verständnisses und der Herzenswärme, um im nächsten sich wieder hinter scheinbarer Gleichgültigkeit zu verschleiern, als ob lange Gewohnheit oder stete Furcht

Du wirst doch nicht?" fragte Philipp, dessen Kräfte allmählig zurückkehrten.

"Warum nicht? Laß nur einen kommen, der uns etwas anhaben will," antwortete der muthige Oliver. "Doch es ist närrisch zu prahlen, wenn keine Gefahr vorhanden ist. Räuber werden hierher nicht kommen, es müßte denn sein, um Obdach zu suchen, wie wir. Nun wir einmal hier sind, wollen wir es uns bequem machen. Wie fühlst Du Dich?"

"Besser, viel besser."

Manche Knaben besitzen nicht nur ein außerordentliches Selbstvertrauen, sondern zugleich die Fähigkeit, sich gleich in alle nur erdenklichen Verhältnisse zu schicken.

Oliver Brandreth gehörte zu diesen, und da er einmal eingesehen, es sei das Beste, mit seinem erschöpften Freunde die Nacht über in der Scheune zu bleiben, ging er sogleich auf Untersuchungen aus, um, wie er sagte, eine bequemere Einrichtung herzustellen.

"Geh nicht fort," bat Philipp, sich fest an seinen stärkern Beschützer klammernd. "Geh nicht fort, ich bitte Dich."

"Ich werde die Scheune nicht verlassen," entgegnete Brandreth, "ich verspreche es Dir, aber ich muß noch etwas mehr Stroh suchen, sonst kommen wir um über Nacht."

Da Oliver kein Feuerzeug bei sich trug, so mußte er mit den Händen suchen. Nachdem er einige Zeit an den Wänden und in den Winkeln der Scheune umhergetappt, stieß er mit dem Kopf an eine Leiter. Unverzüglich stieg er hinauf und befand sich auf einem kleinen mit Heu gefüllten Bodenraum.

"Gefunden! Gefunden!" rief er frohlockend. "Wo bist Du?" fragte sein junger Freund mit vor Bangigkeit zitternder Stimme.

"An Deiner Seite," antwortete Oliver, der indessen die Leiter hinabgestiegen und zu Philipps Lager zurückgekommen war. Mit kurzen Worten theilte er ihm seine Entdeckung mit und überredete den ermüdeten Knaben, mit ihm auf den Heuboden zu klettern.

"Ist's nicht hübsch hier?" fragte er, als Beide oben waren, und es das Heu zu einer Art von Nest für sich und seinen Kameraden zurecht gelegt. Hier wirst Du wärmer liegen an meiner Seite, als allein in dem dumpfen Keller bei dem alten Danby, wenn Du auch da ein Kopfkissen und ein Deckbett hättest. Aber davon wollen wir jetzt nicht reden," fügte er hinzu, Philipps halb unterdrücktes Schluchzen vernehmend, "ich war ein Thor, davon anzufangen. Sieh mir Deinen nassen Rock!"

Philipp zog den Rock rasch aus und gab ihn dem Freunde, welcher ihn auf einen Balken zum Trocknen aufhing, ein Gleiches thugend mit dem seinen, nachdem er das vorerwähnte Pistol herausgenommen.

"Ist es geladen?" fragte Philipp. "Das will ich meinen," antwortete Oliver, "mit zwei Marmorfügelchen und dem Nagel mit dem messingenen Knopf, den ich aus der Krampe an der Kellertür zog. Hier habe ich einen Platz für das Pistol gefunden, wo ich es jeden Augenblick erreichen kann."

Ghe die Knaben sich zur Ruhe niederlegten, zogen sie mit vereinten Kräften die Leiter zu sich hinauf, um jeden Ueberfall unmöglich zu machen, den der Ratten etwa ausgenommen oder den der erstaunten Eulen, die vom andern Ende der Scheune aus die höchst ungewöhnlichen Vorgänge dieser Nacht aufmerksam beobachteten.

Nachdem die Leiter heraufgehoben, begab sich die Knaben sich tief in das lockere Heulager, einer von den Armen des andern umschlungen, und versuchten zu schlafen, doch unmöglich, denn das Geheul des Windes drang unaufhörlich, schaurig wie ein Todtenlied in ihr Ohr.

Es war ein Glück, daß sie nicht schliefen, denn kaum begannen sie sich wohl und warm zu fühlen, als zwei Männer in die Scheune traten und umbertappten nach einem Ruheplatz.

"Fürchte Dich nicht," flüsterte Oliver seinem ängstlichen jungen Freunde ins Ohr, ihn fester an sich drückend. "Du weißt, wir haben die Leiter heraufgezogen und ich habe mein Pistol. Pst! Was Du auch hören magst, gib keinen Laut von Dir!"

"Ein sauberer Platz, wahrhaftig," brummte der Erste der Ankömmlinge, welcher später von seinem Gefährten mit dem wohlklingenden Namen Squills angeredet ward. "Nicht einmal 'ne Streu hier, sein Haupt drauf zu legen. Ich wollt' wir wären wieder in den Zelten."

"Ich nicht!" erwiderte der Zweite. "Warum nicht?"

"Weil sie uns da suchen werden, und ich nicht gerne zu Hause sein möchte, wenn die Constabler kommen und nach mir fragen."

Der Erste setzte indessen sein unzufriedenes Gemurmel über den Mangel jeder Bequemlichkeit fort, woraus man jedoch nicht schließen darf, daß er durch Luxus verwöhnt gewesen sei, denn er und sein Gefährte gehörten zu einer Zigeunerbande, welche in der Gegend ihre Zelte aufgeschlagen. Der Zweite, augenscheinlich von mehr philosophischer Gemüthsrichtung, schlug, statt zu antworten, Feuer, und begann zu rauchen.

"Hier ist das Stroh!" rief Squills, in die Ecke deutend, wo Philipp Blandsford noch vor kurzem geruht. "Wir wollen uns niederlegen!"

"Willst Du nicht erst einen Zug aus der Pfeife thun?" fragte Jinks, "das wird Dir die Glieder erwärmen."

"Ich wünschte lieber, ich hätt' was für den leeren Magen," brummte der Erste. "Immer unzufrieden — immer was zu murren und zu brummen," bemerkte der Andere. "Du hast klug reden," sprach Squills, "wüßtest Du so viel von dem Ort, als ich, Du würdest auch nicht so munter und sibel sein."

"Warum gehst Du denn nicht in die Halle, wie ich Dir gerathen hab?" fragte Jinks, "der alte Doctor versagt keinem armen Reisenden ein Obdach."

Der abergläubische Schurke ließ seine Pfeife fallen. "Was war das?" stammelte er.

"Uhu! Uhu!" antwortete sein Genosse, das Geschrei der Nachtvögel nachahmend. Du willst ein geborner Romanier sein und kennst nicht einmal Gulengeschrei?" schloß er verächtlich.

"War's weiter nichts?" fragte furchtsam Squills. "Nun, was soll's denn gewesen sein?"

"Frag' mich nicht, frag' mich nicht — hier kann ich Dir's nicht sagen. Das ist der Ort, wo Simon Lee, der sich für einen Viehhändler aus dem Norden ausgab, mit des Pächters Entelochter zumantelrauf."

"Und wo er sie verließ" ergänzte der philosophische Mister Jinks, "nachdem er ihr das Geld abgenommen, um das sie den alten Mann beraubt. Ich kenn' die Geschichte, hört' sie erzählen in den Zelten, als ich noch ein Junge war."

"Du jahst aber nichts davon?"

"Nein!"

"Ich aber sah's!" Die beiden Männer hatten nun ihre Pfeifen zu Ende geraucht und krochen ins Stroh zur Ruhe. Die beiden Knaben, welche mit Schrecken der Unterhaltung zugehört, schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß die nächtlichen Abenteuer zu Ende seien, als abermals ein vom furchtbaren Wetter überaus rasches menschliches Wesen mit wankenden Schritten in die Scheune trat.

Es war ein Weib, aus deren Reden sich errathen ließ, daß sie ein Kind im Arme trage. Mit dem Instinct der Mutterliebe hatte sie es dicht in ihrem großen, schönen Shawl gehüllt, die eigenen Schultern dem Regen und Hagel preisgebend, welche die Arme bereits bis zur Haut durchnäßt.

Mit den zärtlichsten Worten begann sie ihr Kind zu beruhigen, welches laut jammerte und weinte.

"Annie, liebe Annie," flüsterte sie, "drücke Dich nur fester an mich, wir sind hier sicher, ganz sicher, und unter Obdach." Oliver bangte für die arme Verlassene, denn er dachte an die beiden Zigeuner.

Es ist wunderbar, wie in Augenblicken der Gefahr der Gehörinn sich schärft, und mit welcher Genauigkeit das Ohr einen Ton vom andern unterscheidet; so hörte Oliver ganz deutlich das leise Rascheln des Strohs, obgleich der Wind noch heulte und pfliff wie zuvor, und Regen und Hagel plätschernd und klirrend an die Bretterwände der Scheune schlug. Auch Philipp mochte es vernommen haben, denn er klammerte sich in Todesangst fester an seinen Freund.

Einige Secunden hörte das Rascheln auf, um noch einmal zu beginnen, und beide Knaben wußten so gut, als hätten sie es gesehen, daß die Zigeuner ihr Lager verlassen und auf die Frau und das Kind zuschlichen.

Olivers Herz pochte in wilden Schlägen. Es war in der That eine furchtbare Lage für den edeln, ritterlichen Knaben, vielleicht Zeuge eines Mordes, oder noch gräßlicherer Unthat sein zu müssen, eine Lage, die seine Angst bis zur Startheit des Entsetzens steigerte und seine Thatkraft in eisigen Bann schmiedete.

Ein durchdringender Schrei sprengte endlich diesen Bann des Schreckens, und gab dem hochherzigen Knaben Muth und Selbstvertrauen wieder. Er streckte die Hand aus und faßte sein Pistol.

"Was wollt Ihr?" rief das Weib. "Ich bin arm und elend wie Ihr. Laßt mich in Frieden! Erbarmen! Habt Erbarmen!" Schallendes Gelächter der Zigeuner war die einzige Antwort auf diese flehenden Worte, denen erneute Hilferufe folgten, noch herzzerreißender, noch jammervoller als der erste. Oliver Brandreth konnte es in seinem Versteck nicht länger aushalten. Von dem Heuboden sich herablassend, tappte er sich zu der Stelle hin, wo das unglückliche Weib verwehnd sich den Armen ihrer rohen Beleidiger zu entwinden suchte.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, legte Oliver auf den Kopf des ihm nächsten Schurken an, und drückte los. — Ein Stöhnen folgte dem Schuß — der philosophische Mister Jinks war gefallen.

Durch den Pistolenschuß noch mehr geängstigt, rief Philipp Blandsford: "Mord!" und erfüllte den Raum mit durchdringendem Geschrei.

"Sei unbeforgt, Phil," rief der beherzte Freund ihm zu. "Ich bin unverfehrt und habe nur einem der Schufte seinen Lohn gegeben."

Squills wartete das Weitere nicht ab, sondern sprang, noch zahlreichere Gegner in der Scheune vermuthend, durch das Thor hinaus und flüchtete über das Feld.

"Neben Sie, ich bitte Sie, reden Sie!" sprach Oliver, bemüht, die Gerettete vom Boden aufzurichten. Er erhielt keine Antwort. Die Arme hatte die Besinnung verloren.

Niemand kann wissen, wie lange Olivers Fassung und Geistesgegenwart vorgehalten hätte in dieser schwierigen Lage, doch glücklicherweise ward die Prüfung ihm erspart. Es erschien Hilfe. Ein großer, magerer, ällicher Mann, mit einem fest zugeknöpften weißen Ueberrock bekleidet, trat in die Scheune und beleuchtete die Gruppe mit dem Licht einer Wagentlaterne. Das Gesicht des Mannes hatte einen seltsam kalten und leidenschaftslosen, doch keinen bösen Ausdruck.

"Was ging hier vor?" fragte er. "Mord?" Der arme Philipp oben auf dem Heuboden wiederholte das Wort. "Komm herunter," rief Oliver, "es ist keine Gefahr mehr, und wir haben jetzt Beistand gefunden."

"Erst muß ich wissen, ob ihr ihn verdient," bemerkte der Fremde, den Jüngling forschend ansehend. "Wie Sie auch über mich denken mögen," entgegnete Oliver, "einer Frau und einem Kinde werden Sie Beistand nicht versagen. Ich kann Ihre Hilfe entbehren," fügte er mit einem Selbstvertrauen hinzu, welches dem Fremden ein Lächeln abnötigte.

"Halten Sie die Lampe," sprach der Letztere, sie in Olivers Hand gebend. "Ich werde nach Ihrer Freundin sehen." Mit diesen Worten zog der alte Herr ein kleines Besteck aus seiner Tasche, wie solches die Wundärzte bei sich zu führen pflegen, nahm ein Fläschchen heraus und besprengte mit dessen Inhalt die Stirn der Ohnmächtigen, welche allmählig das Bewußtsein wieder erlangte.

"Nein, ich sehe sie heut zum ersten Male. Wir kamen zuerst, um Schutz in der Scheune zu suchen," fuhr er zugleich auf Philipp deutend fort, welcher unterdessen von dem Heuboden heruntergestiegen war, "dann kamen die zwei Zigeuner und zuletzt die arme Frau hier mit ihrem Kinde."

"Sie sind also mein Befreier?" rief die Gerettete, auf den Jüngling blickend.

"Ich that, was in meinen Kräften stand," antwortete Oliver bescheiden. "Uebrigens hoffe ich, den Burschen nicht eigentlich getödtet zu haben."

Ein Stöhnen des Mister Jinks in diesem Augenblick befundete, daß, wie erbärmlich auch der Zustand des Ehrenmannes, der Lebensathem noch nicht von ihm gewichen sei.

Der Fremde trat zu dem am Boden ausgestreckten Schurken und untersuchte seine Wunde. Die Kugeln, oder besser die Marmorfügelchen und der Nagel, womit das Pistol geladen gewesen, waren ihm in die Wange bis an die Zähne gegangen, ohne ihm jedoch eine tödtliche Verletzung beizubringen. Ein Schauer rieselte durch die Glieder des Bösewichts, da er die Augen des Fremden auf sich gerichtet sah.

"Ich bin des Todes!" lallte er.

"Nein, nur gezeichnet," entgegnete der Gentleman. "Ich habe Euch schon oft gesagt, daß Ihr einmal am Galgen enden würdet, und meine Voraussagungen trügen selten. Fort mit Euch!" fügte er, auf das Thor deutend, hinzu, "und dankt es Euerem guten Glück, daß Ihr so davon kommt."

Mit einiger Anstrengung erhob sich der Zigeuner und schwankte hinaus.

"Jetzt fürchtest Du Dich nicht mehr, Phil, nicht wahr?" fragte Oliver freundlich.

"Nein — jetzt bin ich schon ruhig, da ich nur sehe, daß Du nicht verwundet bist — ach, aber wenn ich bedenke, daß Du einen Menschen geschossen hast! Was würde Cleves, Bortles und der alte Danby dazu sagen, wenn sie das wüßten."

"Pst!" flüsterte Oliver ihm zu. "Nenne keine Namen. Bedenke, wir haben erst dreißig Meilen gemacht, und es wäre doch wahrhaftig unangenehm, wenn wir eingeholt und zurückgebracht würden."

Philipp Blandsford erblickte bei dem Gedanken an diese Möglichkeit.

"Folgen Sie mir," sagte der Gentleman, jetzt zu der Gruppe sich wendend. "Es traf sich glücklich, daß ich gerade im Moment, als das Pistol losging, in meinem Gig vorüberfuhr. Ich will Ihnen ein geeigneteres Obdach verschaffen."

Ohne Antwort abzuwarten, schritt er seinen Schützlingen voran, welche ohne Bedenken ihm folgten, denn in seinem Wesen, in seinen Worten lag etwas in hohem Grade Vertrauen Erweckendes.

Auf der nahen Straße hielt der Gig mit dem Pferde. "Wir werden nicht Alle darin Platz haben," bemerkte Oliver.

"Ist auch nicht nöthig," entgegnete der Eigenthümer bescheiden, "denn dort drüben ist meine Behausung."

Er deutete dabei auf das nur wenige Schritte entfernte Rockingham Hall.

2. Capitel.

Es ist Zeit, den Leser etwas genauer mit dem Mann bekannt zu machen, dessen unerwartete Ankunft in der Scheune den erschrockensten Flüchtlingen von so großem Nutzen gewesen.

Herbert Lacy, oder wie er gewöhnlich genannt ward: der Doctor, wohnte seit zehn Jahren in Rockingham Hall, doch nicht Armut hatte ihn vermocht, seine Wohnung in diesem einsamen Schlosse aufzuschlagen und hier zu leben ohne andere Bedienung als die einer alten Haushälterin und eines Burschen, Namens Sparkes, den er aus dem Armenhause zu sich genommen.

Niemand wußte, aus welcher Gegend Mr. Lacy gekommen, noch wohin und zu welcher Familie er gehöre. Er hatte weder Freunde noch Bekannte, und obgleich er für einen Mediciner galt, weigerte er sich doch entschieden, seine Wissenschaft practisch zu üben, ausgenommen in Fällen, welche von den Ärzten der Umgegend für hoffnungslos gehalten wurden. Solche aufgegebene Kranke behandelte er gewöhnlich mit dem besten Erfolg, schlug jedoch eine Belohnung für seine Bemühungen stets entschieden ab.

Seltene Dinge erzählten die Leute der Gegend sich über des Doctors Verkehr mit dem Küster des Kirchspiels, von dem man glaubte, er versorge ihn mit Körpern zum Seciren und zu medicinischen Experimenten. Natürlicherweise verloren dergleichen Mittheilungen durch das Wiedererzählen nichts an Umfang noch an Bedeutsamkeit, und die abergläubischen Bauern, ungeachtet sie von seiner Güte und seiner Geschicklichkeit Nutzen zogen, betrachteten ihn mit einer Art von Furcht, wenn nicht gar mit wirklichem Abscheu.

Das erstgenannte Gefühl lebte sogar in den Personen, die seine nächste Umgebung bildeten. Mary Daws, die Haushälterin, sonst das zankfüchtigste, herrschfüchtigste Weib, war gegen ihren Herrn stets sanft und unterwürfig, und was dieser besonders entschieden billigte, farg mit ihrer Unterhaltung, oder mit anderen Worten, sie bediente ihn und erfüllte ihre häuslichen Pflichten, so lange sie in seinem Gesichtskreis sich befand, schweigend.

James Sparkes — oder Jim, wie er gewöhnlich genannt ward, war als verkrüppelter, kranker Knabe zu dem Doctor gekommen, mit einem lahmen Bein, welches die Aerzte des Kreises als unheilbar betrachteten. Der Doctor des Armenhauses, der Schulmeister, der Büttel und die Kutscher, Alle zerbrachen sich den Kopf, warum wohl Herbert Lacy eine solche Wahl getroffen. Es waren wenigstens ein Dukend starker, gerade gewachsener Knaben im Arbeitshause, unter denen er sich einen Diener hätte wählen können. Manche nannten es Excentricität, Andere behaupteten mit schlaun Augenwinken, dem Doctor sei jedenfalls darum zu thun, ein seltsames Menschenexemplar zu besitzen für sein Museum, das er, wie man sagte, zu bilden im Begriff sei. Keiner von Allen aber traf den wahren Beweggrund — Menschlichkeit.

Jim war noch kein Jahr an seinem neuen Aufenthaltsort, als er bereits mit sichtbar größerer Leichtigkeit gehen konnte. So viele Fragen auch deshalb an ihn gerichtet wurden, stets verweigerte er entschieden, sie zu beantworten. Wie in allen Menschen, die viel gelitten ohne Mitleid zu finden, war auch in Jim ein gewisses Maß von Bosheit, oder wenigstens der Keim dazu, den entweder auszuwachen oder zu besänftigen den Verhältnissen vorbehalten blieb.

Gleich der alten Haushälterin war auch Jim schweigsam

und demüthig gegen seinen Herrn, auf dessen wunderbares Wissen er mit scheuer Furcht blickte. Stunden lang konnte er zusehen, wenn der Doctor seirte, jede Bewegung der geschickten Hand, jeden gewandten Griff bewundernd, und sich den Kopf zerbrechend, um etwas von der Sache und ihrem Zweck zu verstehen.

Einmal, nur einmal wagte Jim, den Doctor um Belehrung zu bitten.

Herbert Lacy sah, ehe er dem Knaben Antwort gab, ihn einen Moment forschend an und antwortete dann mit einer kalten Vereinerung.

Der Knabe brach in Thränen aus, nicht in die des Bedauerns, sondern in die des Zornes, und seine tiefstehenden Augen funkelten im Feuer des Machegefühls.

„Die Kenntniß, nach der Du verlangst,“ sprach sein Herr, „würde weder Dir noch der Menschheit zum Nutzen gereichen, sondern Dich nur noch gefährlicher machen, denn wenig, sehr wenig wirklich Gutes ist in Dir, und ich frage mich oft, ob ich auch klug handle, indem ich Dir die Kräfte wiedergebe, welche die Vorsehung Dir zu entziehen für gut hielt. — Dein Herz ist von Haß erfüllt gegen Deine Nebenmenschen.“

„Wen hätte ich denn lieben sollen?“ fragte der Knabe bitter. „Die Wärterinnen im Arbeitshause konnten mich nicht leiden, und die Kinder mochten nicht mit mir spielen. Ich habe kein freundliches Wort gehört, bis ich hierher kam, und Sie sind wohl immer gut zu mir, aber Sie sind kalt.“

„Nun, nun,“ sagte der Herr, der in diesem Augenblick sich wirklich warm für den Knaben interessirte — „wir wollen uns die Sache überlegen.“

Wöglich, daß dem Doctor diese Unterhaltung aus dem Gedächtniß entschwand, oder daß er keinen Grund sah, seine Ansicht zu ändern; kurz er erwähnte des Knaben Wunsch um Belehrung nicht wieder, und dieser, einmal zurückgewiesen, wiederholte seine Bitte nicht.

Weber die Haushälterin noch der Knabe wagten Ueber-raschung auszusprechen, als nun ihr Herr seine Gäste in sein spärlich meublirtes Speisezimmer führte, in dem gleichwohl ein gutes Feuer brannte, und schweigend empfingen sie die Befehle, für die Gäste Betten herzurichten.

„Ich bin auf Besuch nicht eingericht,“ sprach der Doctor zu seinen Gästen gewandt, „und daher werden Sie wohl manche Bequemlichkeit vermissen.“

„Ich bedarf nur eines Obdachs,“ hauchte die erschöpfte Frau.

„In jedem Fall ist's hier besser als in der Scheune,“ erwiderte Oliver Brandreth, der sich seines Freundes wegen noch mehr über diesen Wechsel freute, als um seiner selbst willen.

Den beiden Knaben wurden nun Speisen vorgelegt, denen sie, ihrer vorrätigen Zwieback ungeachtet tapfer zusprachen.

Die Frau, jede Speise ablehnend, saß unterdessen mit ihrem Kinde beim Feuer, dessen Wärme ihren bleichen Wangen die Farbe zurückbrachte, und die Schönheit ihrer Züge noch mehr hervortreten ließ.

Es war einer jener Köpfe, deren Typus selten anderswo als an den Sculpturwerken Griechenlands gefunden wird, aus jener Zeit, da die Kunst dort in der vollendetsten Blüthe stand. Die mandelförmigen Augen strahlten einem Moment in der Gluth des Gefühls, während sie im andern so sanft und zärtlich blickten, als wären Kindheitsträume hinter ihrem Spiegel verborgen. Die Nase war fein und edel geformt, und die feinen Lippen verriethen die Kraft der Leidenschaft und des Entschlusses. Auch die Wülste, deren Umrisse das durchnähte Gewand deutlich verrieth, war vollkommen. Gewiß konnten nur ganz außerordentliche Verhältnisse ein so zartes Wesen zwingen, in einer solchen Nacht allein und unbeschützt auf der Lincoln Haide umher zu irren.

Als die Haushälterin eintrat mit der Nachricht, daß das Zimmer bereit sei, erhob die Dame sich rasch von ihrem Sitz und näherte sich, nachdem sie ihrem Wirth für seine Güte gedankt, der Stelle, wo Oliver saß.

„Der Himmel segne Sie!“ rief sie aus, „edler, großmüthiger Jüngling, ich kann Ihnen nur Dank bieten, den Dank der Vaterlosen und Unglücklichen.“ Dann sich neigend berührte sie die Stirn des erröthenden Knaben mit ihren Lippen, und ehe er sich von seinem Stamen erholen konnte, war die Dame mit Mary Davs aus dem Zimmer verschwunden.

„Sie muß mich für einen einfältigen Narren halten,“ dachte Oliver. „Sie wird doch nicht denken, daß ich auf eine Belohnung Anspruch mache. Ich möchte wissen, ob wir ihr mit unseren Mitteln beistehen können?“ und in Gedanken begann er nun auszurechnen, wie viel Geld Philipp und er zur Verfügung hätten.

„Ach, nur eben genug, um damit bis nach London zu kommen,“ schloß er mit einem Seufzer seine Berechnungen.

Als hätte der Doctor die Wünsche seines jungen Gastes erathen, sprach er: „Ich will für die Dame Sorge tragen — doch heut Abend oder viel mehr früh nichts mehr,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, „denn ohne Zweifel wird Ihr Bett jetzt fertig sein. Jim wird Sie hinführen.“

Mit diesen Worten schüttelte der Doctor seinen jungen Gästen freundlich die Hand, welche ihrem Führer nach dem Zimmer folgten, das eilig für ihren Empfang hergerichtet war. Jim humpelte mit auffallender Lahmheit voran; ein Gefühl der Bitterkeit wallte in seinem Herzen auf. Ihm hatte sein Herr noch niemals die Hand geschüttelt.

„Beide Dich nicht so,“ sprach Oliver zu dem Lahmen, „wir können warten.“

Jim schaute sich um. Der freundliche Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, that ihm wohl und er wollte darauf antworten, als ein Blick auf Philipps entsetztes Gesicht, durch seine Häßlichkeit, wie er fühlte, veranlaßt, ihn umstimmt, so daß er noch rascher als vorher die Treppe hinauf und den Corridor entlang hinfte, die Stirn in zürnende Falten gezogen.

Das Zimmer, in welches er die Knaben führte, ward augenscheinlich selten oder nie benutzt, und Jahre mochten vielleicht vergangen sein, ohne daß es einen Bewohner barg, denn die von Alter und Feuchtigkeit verfaulten Tapeten hingen in Fetzen von den Wänden herunter, nur hier und da durch große, in massive Rahmen gefaßte Portraits vor gänzlichem Herabfallen bewahrt. Das Bett stand in einer Nische, und die in der Gile darüber gebreiteten groben Bettlische und wollenen Decken contrastirten seltsam mit den verblühten Sammetvorhängen, welche von dem schweren Betthimmel herabhingen.

„Es sieht aus wie ein Todtenbett,“ flüsterte Philipp Blandford. „Ich wünschte wir wären in der Scheune geblieben.“ „Ich nicht,“ entgegnete Oliver vergnügt, „dort hatten wir kein festes Dach über unseren Köpfen, kein Abendbrod und

auch kein Feuer,“ fügte er auf die im Kamin lustig lodenden Holzblöcke deutend hinzu.

Jim zögerte ein Weilchen an der Thür, und Oliver, glaubend, er erwarte ein Trinkgeld für seine Mühe, streckte ihm die Hand mit einer halben Krone entgegen. Der Burfche, welcher das Geldstück nicht sogleich sah, streckte mit freudiger Verkürzung seiner häßlichen Züge der dargebotenen Hand die seine entgegen. Traurig war die Täuschung des Armen, als er statt eines herzlichen Druckes ein Geldstück fühlte. — Mit einem Gemurmel, das wie ein Fluch klang, schleuderte er die Münze zu Boden und verschwand.

„Er muß wahnsinnig sein,“ flüsterte Philipp. „Er ist nur beleidigt. Er glaubte, ich wollte ihm die Hand drücken.“

„Warum thatest Du's nicht?“ „Weil ich nicht gleich seine Meinung verstand und glaubte, er wolle Geld haben. Vielleicht kann sein Herr uns über den Burfchen aufklären, aber jetzt wünschte ich wirklich, er hätte das Licht nicht mitgenommen.“

„Du fürchtest Dich wohl?“ „Nah, was giebt's denn hier zu fürchten?“ antwortete der entschlossene Knabe. „Wenn ich Licht wünsche, so ist es aus Neugier, die alten Bilder dort zu betrachten. Doch laß gut sein, es wird auch ohne Licht gehen.“

Mit diesen Worten nahm er einen Feuerbrand aus dem Kamin und hielt ihn an das nächste Portrait. Ein Ruf des Erstaunens entfuhr ihm: „Sieh, Phil, das ist ja die Dame.“

„Welche denn?“

„Die wir von den Zigeunern retteten in der Scheune. Ich irre mich nicht — die Augen, die Züge sind ganz dieselben.“

„O ja, es sieht ihr ähnlich,“ lachte der schlaftrunkene Philipp, „aber ich weiß nicht warum wir uns darum kümmern sollen (sie hatte freilich ihre Lippen nicht auf seine Stirn gedrückt). Die Ähnlichkeit kann ja auch nur eine zufällige sein.“

„Wir wollen doch das Datum untersuchen,“ bemerkte Oliver und las, den Brand näher haltend, deutlich die Jahrszahl 1783, eine Zeit, der auch die Tracht der Dame auf dem Bilde ganz entsprach.

Keiner von den Knaben konnte sich entschließen in dem unheimlichen Paradedett zu liegen, sondern sie nahmen die wollenen Decken und die Leinentücher heraus und machten sich für die Nacht in der Nähe des Feuers mit dem Schulknaben eigenen Talent für dergleichen Sachen ein bequemes Nestchen zurecht.

Nach wenigen Minuten war der Jüngere fest eingeschlafen, während der Aeltere mit weit offenen Augen das Portrait anstarrte.

(Fortsetzung folgt.)

[1333]

G ü t e.

Wohlthaten zu spenden auf die rechte Art, eine Kunst zu ertheilen mit dem Tact und der Zartheit, daß der Empfänger sich dadurch nicht bedrückt fühlt, ist eine Kunst. Warum wird sie so wenig geübt in der Welt?

Es giebt Menschen, welche leicht zu guten Handlungen aufgeleget sind, welche Genuß finden an Werken des Wohlthuns, doch Alles in so harter, kalter Weise üben, als gehorchten sie allein dem schweren Gebot der Pflicht.

Anderer spenden ihre Gaben anmüthiger, doch mit der augenscheinlichen Erwartung einer Erwidderung; man sieht es ihnen an, sie verlangen etwas für ihre Güte, und diese unverhüllte Forderung des Dankes vernichtet nur gar zu oft das Gefühl der Dankbarkeit. — Zuweilen ist es der Ruf der Güte, nach dem sie streben, zuweilen erwarten sie eine noch größere Kunst als Erwidderung, oder sie fühlen sich stolz und gehoben durch die Ueberlegenheit, die ihnen der Charakter eines Wohlthäters und Protector's giebt.

Die Güte Anderer zeigt sich auf launenhafte, ungleiche Weise, als der Grauß einer glücklichen Gemüthsstimmung, als eine schnell verfliegende Aufregung. Vom Wohlthun ermüdet, rufen diese wankelmüthigen Freunde nur gar zu bald: Nun ist's genug! — Genug! Als ob ein armer Sterblicher, wenn er auch nach besten Kräften für seines Nächsten Wohlfahrt sorgt, niemals auf den Punkt kommen könnte, wo er im gerechten Gefühl seiner großen Thaten die Hände in den Schooß legen und sagen könnte: „Ich habe genug gethan!“

Es ist eine alte Weisheitsregel, daß wir am wenigsten eine Gefälligkeit von Denen erwarten sollen, welchen wir Gutes erwiesen haben, denn die Erfahrung lehrt, daß in vielen Menschen eine wirkliche Abneigung sich erzeugt gegen die, welche ihnen große Dienste oder Wohlthaten erwiesen. Wie sehr sie auch gegen diese Abneigung kämpfen, wie sehr sie sich ihrer schämen, sich deshalb verachten, können sie doch dieses Gefühls nicht Herr werden. — Sollte es nicht sehr oft eine Folge der Art und Weise sein, in welcher die Wohlthaten gesendet wurden?

Nichts zerfört die Erhabenheit einer guten Handlung so sehr, als die Erwartung des Dankes, und dennoch ist nichts so häufig.

Ach, von wie vielen Handlungen menschlicher Wohlthätigkeit würde der Nimbus abfallen, wenn unser Blick in die Herzen zu dringen und zu ergründen vermöchte, ob das Gute, was die Hand gethan, der wahren Güte seine Entstehung verdankt!

„Wer Anderen wohlthat, thut sich selber wohl.“ — Seltsam, daß diese Wahrheit von so Vielen noch nicht verstanden wird! Wer recht durchdrungen ist von dem Bewußtsein des Glückes, Andere beglücken zu können, wird mit diesem Glück sich genügen lassen, wird keinen Dank fordern, und vielleicht eben darum den innigsten Dank ernten, weil die sichtbare Freude, womit er Freude und Glück bereitet, dem Empfänger jede Demüthigung erspart.

Kant sagt: „Der beste Weg, unsern Nächsten zu lieben, ist, ihm Günst zu erweisen, so wird die Liebe zu ihm die natürliche Folge sein, denn in jeder Seele, in welcher die wahre Güte Wurzel schlug und von heiliger Quelle genährt wird, wohnt stets eine innige Neigung für Diejenigen, denen Wohlthaten zu spenden wir so glücklich waren.“

Güte aber besteht nicht allein in Dienstleistungen und Wohlthaten im wörtlichen Verstandniß. Auch freundliche Blicke und Worte, ein sanftes, gütiges Betragen kann große, unberechenbare Wohlthat werden. Man überlege nur, welche erkältenden, härtenen Eindruck das Gemüth durch fort-dauernd rauhe, unfreundliche Begegnung empfängt, während

es in der wohlthuenden Atmosphäre der Sanftmuth und Güte die edelsten Blüthen seiner Natur zur Entfaltung bringt. Wenn der Engel der Güte in einem Herzen seine Wohnung aufgeschlagen, so blickt er durch das Auge des Menschen, spricht in dem Klang seiner Stimme, in seinen Bewegungen sich aus, leitet Hand und Fuß, und streckt die Arme aus, um die ganze Welt in der Barmherzigkeit warme Umarmung zu ziehen — und er thut dies jeden Tag des Lebens, jede Stunde des Tages, denn der Engel der Güte ermüdet nicht. [4334]

Der Tanz.

Die Neigung zum Tanz ist, wie die zum Gesang, so tief in der Natur des Menschen begründet, daß die gebildetsten, wie die rohesten Völker ihr huldigen.

Die wilden Naturkrieger, heimkehrend von der blutigen Arbeit des Krieges, umtanzen ihre dem Tode geweihten Opfer, und die rasenden Sprünge, die excentrischen Bewegungen ihrer Glieder werden zum Ausdruck grausamer Siegesfreude.

Griechen und Römer, die gebildeten Völker des heidnischen Alterthums, machten den Tanz sogar zum Ausdruck der Gottesverehrung, und wenn auch in unserer fortgeschrittenen, an Ausdrucksmitteln so überreichen Zeit der pantomimische Tanz vom Schauplatz des öffentlichen und religiösen Lebens verbannt, nur noch auf der Bühne in dem, was wir Ballet nennen, fortbesteht, so ist die den Kinderschuhen entwachsene Menschheit doch noch nicht so alt, daß die Tanzlust in ihr gänzlich erstorben.

In jedem Zeitalter, und sei es das nüchternste, giebt es eine Jugend, und die Jugend läßt sich den Tanz nicht nehmen. Tanz ist der dem natürlichen Menschen ureigenste natürliche Ausdruck der Freude, der durch Reflexion noch nicht geschwächten, noch nicht niedergedrückten Freude — der Freude, die an dem jauchzenden, hüpfenden Kinde uns so erquickend entgegentritt.

Bewegung ist die Grundbedingung alles Lebens, und so ist es natürlich, daß der Körper sein Wohlbehagen und das der mit ihm verbundenen Seele durch Bewegung äußere. — Die durch den adelnden Zwang des Rhythmus an bestimmte Formen gebannte, durch den Klang der Musik getragene Bewegung ist der Tanz.

Gewiß ist es ein thörichtes Verkennen, oder ein schroffes Verleugnen der Menschennatur, welches der Jugend den Tanz versagen möchte. Weit entfernt, schädlich oder entsetzlich zu wirken, ist er vielmehr das harmloseste, gesündeste und unschädlichste Vergnügen für die Jugend, weil es für sie das natürlichste ist.

Uebrig haben die Uebertreibungen der Tanzfreuden, enge, unweckmäßige Kleidung, und der ausartende Charakter mancher Tänze selbst, dazu beigetragen, das hohe Vergnügen des Tanzes in Mißcredit zu bringen, ja, ihm zahlreiche Feinde zu werben. Das darf uns jedoch nicht verleiten, den Tanz gleichfalls mit dem Blick des Mißanthropen zu betrachten und die Sache selbst zu verdammen, weil der Mißbrauch derselben, wie jeder Mißbrauch, verderbliche Folgen hatte und stets haben wird.

Womit könnte eine Gesellschaft, aus jungen Personen beiderlei Geschlechts bestehend, sich besser, angenehmer und angemessener unterhalten, als mit Tanz!

Die Welt muß schon sehr lange über die Beantwortung dieses Ausspruches im Klaren sein, denn Bälle und Tanzgesellschaften existiren seit Jahrhunderten, und waren seit Jahrhunderten Glanzpunkte des Gesellschaftslebens, gleichsam der helle Spiegel, in welchem jedes Zeitalter mit seinen Vergnügen, mit den äußerlich sichtbaren Früchten seiner Industrie und Cultur, mit seinen Schwächen und Lächerlichkeiten sich malte. Bälle waren und sind noch heut der Schauplatz, wo Rang und Reichthum ihren Glanz, Schönheit und Anmuth ihren Reiz entfalteten, wo Eitelkeit und Gedenkhastigkeit sich reizt, wo neben unschuldiger Jugendfreude die berechnende Coquetterie ihre Netze, der gleißende Schein seinen flimmernden Köder auswirft, wo die Lebenslust mit strahlenden Augen und pochendem Herzen genießt, und Speculation und Versuchung unter freundlicher Maske rechnet und lauert.

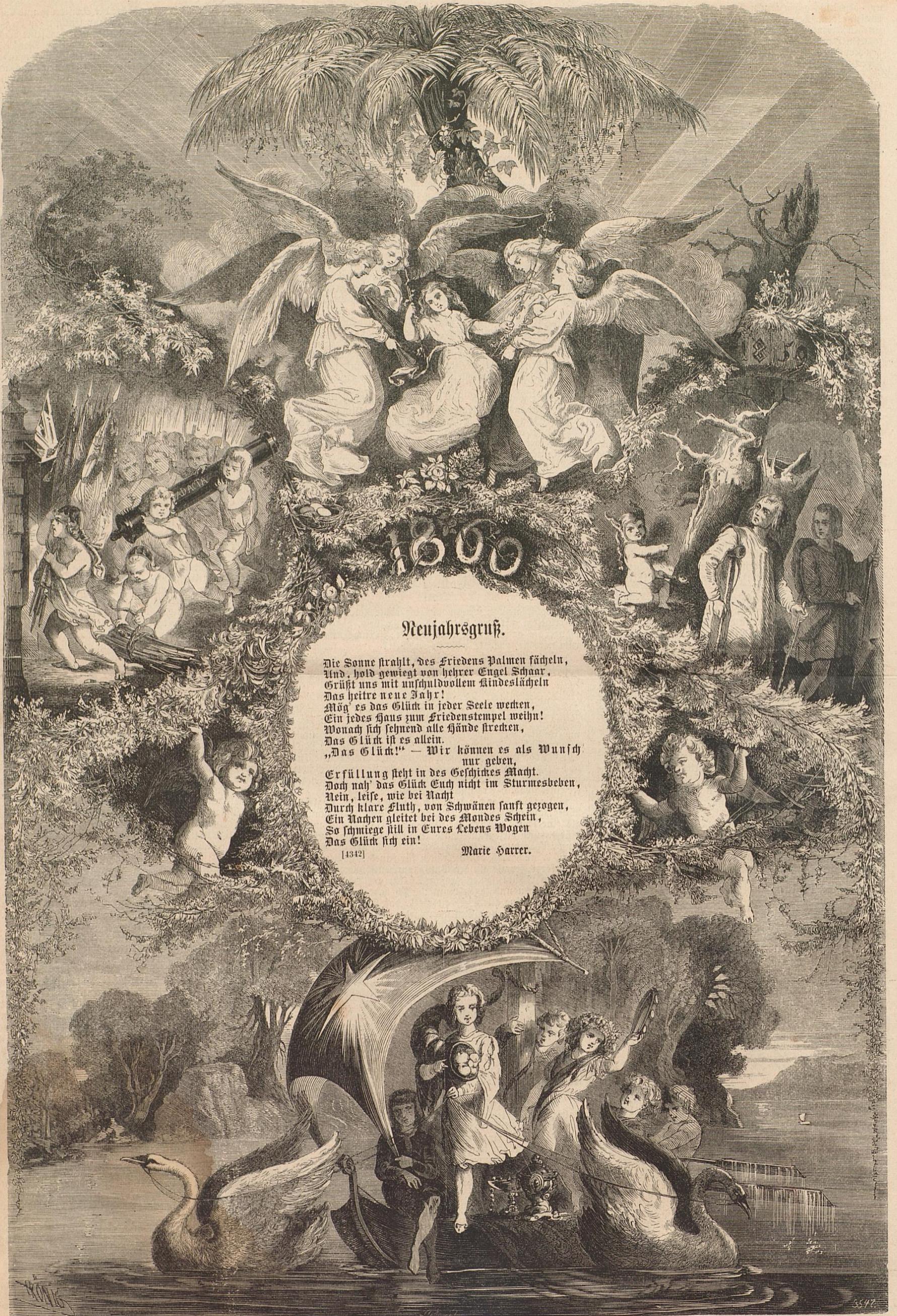
Und was bindet diese aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Massen, diese gegeneinander laufenden, einander bekämpfenden Interessen, was vereinigt sie zu einem strahlenden, scheinbar so innig verschmolzenen Ganzen? Der Tanz! Der Gesellschaftstanz.

Freilich ist der Gesellschaftstanz, dieser Stieffohn der Terpsichore, im Wechsel der Zeiten nicht immer derselbe geblieben, auch er hat mit den Jahren sein Aussehen, seinen Charakter, seine Manieren geändert. Wie ernst, solide, grazios und gemessen schritt er einher zur Zeit, da unsere Großeltern die seine Menuet tanzten! Er war der Anstand, die Courtoisie selbst. Doch jetzt, da die Courtoisie zum Theil abgeschafft, da das stärkere Geschlecht die Ritterlichkeit im Benehmen gegen das schwächere (wahrscheinlich aus Antipathie gegen mittelalterliche Zustände) entschieden verleugnet, jetzt tritt auch der Gesellschaftstanz feder auf. Ueber die schüchternen Grazie der Menuet-Zeit ist er längst dahin, die Flegeljahre der Seitänzersprünge und wilden Galoppaden hat er gleichfalls überstanden, hat seine Eten und Formlosigkeiten abgeschliffen, und ist jetzt ein etwas blasirtes Weltmann, der über Mazurka und Redona, Steirisch und Schottisch die Achsel ruckt und selbst der Quadrille à la cour schon herzlich müde ist.

Gerecht nicht, meine jungen Leserinnen, er stirbt deshalb noch nicht, der Gesellschaftstanz, wenn er auch zuweilen in Apathie verfunkt, und wohl manchmal neidisch seiner göttlichen Mutter, der hohen Terpsichore, in den Olymp nachblickt. Die Menschen lassen ihn nicht sterben, denn sie können ihn nicht entbehren.

Was sollte wohl aus den Modisten, den Seiden- und Blumen-Fabrikanten, den Frisuren und Musikanten und vor Allem — aus den jungen Mädchen werden, wenn es keine Bälle gäbe, keine Tanzstunde, keinen Gesellschaftstanz und keine Tanzgesellschaften?

Nein, nein, das wäre zu traurig. Wie gesagt, der Tanz verläßt uns nicht; er bleibt auf der Welt, so lange in der Welt eine Jugend, und im Herzen der Jugend die Tanzlust lebt. [1336]



Neujahrsgruß.

Die Sonne strahlt, des Friedens Palmen lächeln,
 Und, hold gewiegt von hehrer Engel-Schaar,
 Grüßt uns mit unschuldvollem Kindeslächeln
 Das heitre neue Jahr!
 Mög' es das Glück in jeder Seele wecken,
 Ein jedes Haus zum Friedenstempel weihn!
 Wonach sich sehnd alle Hände strecken,
 Das Glück ist es allein.
 „Das Glück!“ — Wir können es als Wunsch
 nur geben,
 Erfüllung steht in des Geschickes Macht.
 Doch nah' das Glück Euch nicht im Sturmesbeben,
 Nein, leise, wie bei Nacht
 Durch klare Fluth, von Schwänen sanft gezogen,
 Ein Nachen gleitet bei des Mondes Schein,
 So schmiege still in Eures Lebens Wogen
 Das Glück sich ein!

[1342]

Marie Harrer.

Jahresgruß.

Gewiß werden die Leserinnen gern mit uns einen Augenblick bei dem schönen Bilde verweilen, welches in dieser ersten Nummer unserer Zeitung für das Jahr 1860 sie begrüßt. — Wer erkennt nicht in dem harmlosen Kinde, das, von der Palme des Friedens beschattet, von Genien geschaufelt, den Beschauer freundlich anlächelt, das neue Jahr? Wie das Sinnbild der Verheißung, getragen von geslügelten Hoffnungen und frommen Wünschen, schaut es uns an. — Ob es die Verheißungen erfüllen wird? Wer weiß? Auch das alte Jahr, das, eine gebeugte Greisengestalt, traurig zu seinem blühenden Nachfolger aufblickt, trat einst harmlos und fröhlich in die Welt; jest schleicht es davon, belastet mit dem Leid von Millionen, verhöhnt von dem Undanke der Welt, der in der Person des kleinen Schalks dem Scheidenden nachsäßt.

Wir wollen es nicht verhöhnen, das scheidende Jahr; brachte es auch Trübsal und Verluste mancher Art, ja, das Unheil des Krieges, so gab es doch auch den Frieden uns wieder, die schmerzenden Wunden zu heilen. — Dem neuen Jahr bleibt nur zu vollenden, was das alte begonnen; darum ist auch das kleine Bälchen auf unserm Bilde so eifrig beschäftigt, Waffen und Geschütze, Fahnen und alles ungelte Kriegesgeräth ins Zeughaus zu schaffen, damit im Jahre 1860 nichts von alledem friedliebende Menschenseelen erschrecke, die Früchte der Felder verwülste, und dem Tode zahlreiche Opfer zuführe.

Glück verheißt das neue Jahr, Glück wünscht auch die schöne Schlussgruppe des Bildes; ein stilles, geräuschloses Glück, wie die Seele des Weibes es zu fassen und zu empfinden vermag; ein Glück, nicht stürmisch hereinbrechend, sondern leise nahend, wie in holder Dämmerstunde auf stiller Fluth ein von Schwänen gezogener Nachen, aus welchem kindliche Genien mit dem Füllhorn des Glückes und dem Tambourin der Fröhlichkeit euch entgegenreten, während von dem schwellenden Segel der Drudenfuß, das Sinnbild der Gesundheit, euch zuleuchtet.

[4337]

M. H.

Zu Hause.

Der Südländer hat seine Myrthen- und Lorbeerhaine, seine entzückenden Mondscheinmächte, der Amerikaner seine Meetings, der Franzose seine Cafés und Réunions, der Engländer sein home, und wir Deutschen unser „Zu Hause.“

Eine Fülle von Glück, still inmitten Freuden und Herzenspoesie schwebt um dieses Wörtchen: zu Hause, welche nicht durch noch so harte Schicksalschläge, nicht durch Thränen des Kammers, nicht durch Schauer des Todes verdrängt werden kann. „Zu Hause“ ist der Boden, in welchem unser Gemüth Wurzel schlägt, und wohl ist der Mensch zu beklagen, der im Vaterhause, oder wo sonst seine Heimath sein möge, nur kalten harten Stein findet, in den die Fühläden der Seele nicht einzudringen vermögen, oder eine rauhe, unwirthbare Höhe, wo die Stürme mit roher Gewalt die zarte Pflanze der Heimathliebe entwurzeln.

„Wie schön ist's zu Hause!“ Wer von uns hätte das nicht schon empfunden, nicht schon ausgerufen, wenn, aus fremden Umgebungen heimkehrend, das Gefühl des unbestreitbaren Besitzes, des Zusammengehörens sich weich und wärmend um unsere Seele legte, sei Haus- und Familienkreis groß und glänzend, oder klein und anspruchslos, ja bestehe unsere Heimath nur aus den gewohnten, trauten Räumen, den Geräthen, die wir unser nennen, ohne daß ein verwandtes oder geliebtes Wesen sie mit uns theile und benutze.

Für den Einsamen, dem keine liebe Menschenstimme zu ruft: „Willkommen zu Hause!“ gewinnen die leblosen Gegenstände Seele und Sprache, die Räume mit ihren Geräthschaften, die Zeuge gewesen von dem, was wir erlebt, gewirkt, empfunden und gedacht, schauen uns an mit Freundesantlitze, und ihre schweigend beredete Gegenwart berührt uns wohlthuend wie Freundeswort.

„Zu Hause!“ — Das ist der Ort auf Erden, wo zu sein, zu wirken, zu schaffen wir ein Recht haben, es ist die notwendige, beglückende Grenze, die der Mensch, so sehr seine Thätigkeit dem Allgemeinen, der Außenwelt angehöre, um sich her aufbaut, innerhalb welcher er als Einzelwesen sich fühlt und fühlen darf.

Darum trägt auch jede Häuslichkeit unverkennbar das Gepräge dessen, dem sie angehört, oder vielmehr jede Häuslichkeit ist ein Spiegel des Sinnes und Charakters der Frauen, die darin walten.

Frauen sind die Priesterinnen der heiligen Götter des Hauses, und es ist ein hoher, unsäglich schöner Beruf, der ihnen damit zu Theil geworden, obgleich in manchen Verhältnissen ein schwerer. Denn die lieben Räume der Heimath zu schmücken ist es ja nicht allein, was den Frauen obliegt, ihre höhere, schwerere Pflicht es, alle bösen Geister des Egoismus, der Unordnung, der Nachlässigkeit, der Lieblosigkeit mit ihrem unheimlichen Gesolge fern zu halten von dem häuslichen Herde und ihn zu einer Stätte zu machen, wo Friede und Liebe, gemüthvoll heitere Zwanglosigkeit und Wohlbehagen Leben empfangen, der sich ihm nähert.

Ordnung und Reinlichkeit, diese Grundbedingungen jeder geregelten Häuslichkeit, können, in übertreibender Weise gehandhabt, sogar zu Dämonen werden, welche jede Möglichkeit des Behagens verschlucken. Die Frau, so sehr es in ihrem Beruf und in ihrem Wunsch liegen mag, Ordnung zu stiften, muß gleichwohl auch kleine Störungen der Ordnung ertragen können ohne Murren — eine verschobene Tischdecke, ein von seiner Stelle gedrängtes Dreifler darf ihre Laune nicht verderben, am wenigsten sie in dem Grade verstimmen, daß die harmlose Behaglichkeit der Ihrigen dadurch getrübt werde.

Jede Tugend hat, wie Alles in der Welt, ihre Grenze, über die hinaus sie zur Caricatur oder zum tyrannisirenden Eigensinn wird, welcher Liebe und Freude tödtet, ja sogar die Achtung untergräbt.

Eine Häuslichkeit angenehm zu machen, dazu gehören nicht immer große Räume, prachtvolles Mobiliar, Wälle und Gesellschaften, obgleich gesellige Freuden, namentlich der zwanglose Umgang mit Freunden, dem häuslichen Leben hohen Reiz zu geben vermögen. Unendlich reich sind die Mittel, welche uns zu Gebote stehen, um unsere Häuslichkeit zu schmücken in materieller wie in geistiger Beziehung; dem mächtigsten Wohlstand wird es nicht schwer, eine Wohnung, wo nicht prächtig, doch behaglich herzustellen, wenn Ordnung und Schönheits Sinn sich dabei in die Hand arbeiten; die Schätze der Literatur sind ohne Unterschied Allen aufgethan, denen der Sinn dafür nicht fehlt, und die Musik ist gleichfalls fast Gemeingut geworden.

Wie groß und herrlich auch die Genüsse, welche die Außenwelt uns bietet, sein mögen, zu Hause finden wir doch die innigsten Freuden, denn selbst das was wir außer dem Hause in Geist und Herz aufgenommen, was wir gehört, gesehen oder erlebt, es gleicht ja nur dem Blüthenstaub und dem Blumenhonig, den die Biene in ihre heimische Zelle trägt, und dient dazu unser „Heim“ zu verschönern, zu bereichern und einen Tempel daraus zu schaffen, in welchem Geist, Herz und Gemüth stets reichliche, erquickende Nahrung finden.

Wer sähe nicht unwillkürlich bei solchen Betrachtungen vor dem innern Auge manche freundliche Häuslichkeit aufsteigen, wo die Züge der Menschen, die Bilder an der Wand, die

bequemen Meubles, die blinkenden Geräthe, ja selbst die wohl gepflegten Blumen am klaren Fenster und das schmetternd-Kanarienvogelchen rufen: „Wie schön ist's zu Hause!“ Wir sehen durchs Fenster. — Von des Tages Arbeit ausruhend sitzt der Vater, umspielt von den jüngsten Kindern, auf dem Sopha, während die Älteren beim freundlichen Schein der Lampe ihre Schularbeiten machen, die Mutter, je zuweilen von ihrer Handarbeit aufsehend, wirft einen glückstrahlenden Blick auf die liebliche Gruppe, welche ein rosiges Kindesantlitze an des Gatten gebräunte Wangen gebrückt ihr zeigt, einen nicht minder frohen auf die glühenden Gesichter der kleinen Studirenden, und gewiß, wir irren nicht, wenn wir im Blick der Mutter, im Lächeln des Vaters zu lesen glauben: „Wie schön ist's zu Hause!“

Gehen wir weiter: Eine dampfende, singende Theemaschine steht auf dem mit weichem Teppich besetzten Tisch, es ist als ruhe der Geist behaglicher Eleganz, von dem schönen Geiste des Friedens umschwebt, in dem erleuchteten, durchdufteten, von zwei Frauengestalten belebten Zimmer. Die Hände der Jüngern, eines blühenden Mädchens, schaffen emsig an einer zierlichen Stickerei, während ihr lauschendes Ohr die Sagen der Vorwelt in sich aufnimmt, welche die Ältere, wahrscheinlich ihre Mutter, aus Walter Scotts unsterblichen Meisterwerken vorliest. Es ist so friedlich im Zimmer; der Schwerterklang und der Jubel der Scott'schen Helden, die düstern Kerker und die grauen Hochlandsnebel bilden einen schauerlich süßen Contrast mit der hellen, schönen Umgebung. Kein Geräusch unterbricht die holde Stille, als das Singen der Theemaschine, das Picken der Maschinerie, der Klang der vorlesenden Stimme, und in dem ruhigen Antlitze der Mutter, in den theilnehmend erregten schönen Zügen der Tochter lesen wir deutlich: „Wie schön ist's zu Hause!“

Gehen wir noch einen Schritt weiter. — Draußen kühlt es — es ist Winter, und das Zimmer, in welches wir blicken, scheint weder sehr gemüthlich, noch sehr prächtig — deutlich ist's nicht zu unterscheiden, denn eine kleine Lampe erhellt nur matt das hohe Gemach; am Tisch, von Büchern und Schriften, doch auch von Blumen umgeben, sitzt ein einsames Weib mit gerötheter Wangen und gesurchter Stirn, dessen Hand die Feder peilschnell über das glatte Papier dahingleiten läßt. Es ist Sylvesterabend, und Tanzmusik tönt aus dem nahen Balllocal herüber. — Sie schreibt und schreibt — es ist schon 12 Uhr — endlich legt sie die Feder weg, liest das Geschriebene noch einmal durch, und wie sie beim Lesen das Gesicht der Lampe nahe bringt, sehen wir ein glückliches Lächeln über ihre Züge gleiten. Die Ballmusik tönt fort und fort, die dunkeln Körper der Blumen am Tische werfen gigantische Schatten an die Wände des Zimmers, daß es aussieht wie ein tropischer Garten bei Mondschein, und durch das Herz der einsamen Bewohnerin zittert ein leises: „Wie schön ist's zu Hause!“

[4335]

Marie Harrer.

Um sich die Jugend zu erhalten

thun die Leute gar viel. Männer und Frauen, verheirathete und ledige, Alle möchten den Frühling oder doch wenigstens den Sommer des Lebens fest halten. Da suchen sie denn Zuflucht bei Schneider und Pukmacherin, bei Friseur und Gott weiß welch anderen wunderbaren Künzler. Künstliche Wasser und Pomaden, und wenn nichts helfen will Schminken dienen als letzte Zuflucht. Das geht auch so passabel im Keuzenchein, der kein trügerisches Licht über Alter und vergendete Jugend wirft, aber das helle Sonnenlicht ist unerlässlich wie die ewige Wahrheit, und manche Schöne, die im Ballanzug entzückte, würde um keinen Preis ihr abgelebtes Bild frühmorgens ihren Anbetern entgegen tragen. Neue Toilettenkünste müssen stets den mehr und mehr schwindenden Reizen zu Hilfe kommen, und mehr und mehr weicht die Wahrheit aus Körper und Seele. Und doch liegen die Mittel so nahe, in That und Wahrheit Jugend und Gesundheit fest zu halten. Es giebt gar keine allgemeine Norm für die ver-

Die Rosen und die Nelken.

Gustav Eggers.

ANDANTE CON MOTO. *p semplice*

1. Die Ro - sen und die Nel - ken, und Flie - der und Jas - min, die mü - sen wol ver - wel - ken, und mü - sen wol ver - blü - h'n, die Lieb' ist Gab' und Gü - te, die Lieb' ist kei - ne Pflicht, die Lieb' ist ei - ne Blü - the, ver - blüht und blei - bet nicht. 2. Die Ro - sen und der Flie - der, und Nel - ken und Jas - min, die kommen al - le wieder und werden wieder blü - h'n. Nur nicht die Lieb' und Treue, wenn sie verlo - ren ist; es keimt kein Herz aufs Neu - e, das schon ge - bro - chen ist. Gruppe.

Basso p.

chiedenen Altersstufen, sondern das Leben eines Jedem drückt seinem Aussehen den Stempel auf. „Aha, nun merken wir! Höre ich meine verehrten Verehrerinnen sagen, wir sollen nicht auf Wälle, in Theater, Concerte u. dergl. gehen, sollen sie häuslich leben und Kochen und Strümpfe stricken! — Mein, so war es doch diesmal nicht gemeint. Auch in die dumpfen Zimmer dringt das Alter, und der Geiz pflegt nicht die Quelle der Schönheit zu sein. Mein, es giebt ein einfaches Zaubermittel, das gar manches Bad, jedenfalls eine Menge der Herren Aerzte überflüssig zu machen, und gar heitere und gesunde Menschen zu schaffen vermag. Mein Mittel ist aber sehr einfach, das müßt Ihr nicht über nehmen, einfach, wie die Natur immer ist, aber wahr und durchaus nicht trügerisch. Mein Rezept heißt so:

Ihr, die Ihr recht lange jung und schön bleiben wollt, steht früh des Morgens auf, im Sommer um fünf, im Winter um sieben Uhr, nehmt eine kalte Waschung des Körpers vor, wie Ihr es als Kind gemacht und an Euern Kindern thun laßt, dann geht im Morgenanzug ins Freie hinaus, nehmt, wenn unterwegs nichts zu bekommen ist, eine Flasche frischen Quellwassers mit, das wechere hat immer den Vorzug, und trinkt von Zeit zu Zeit bei ungefähr einfüßigem Spaziergang. Anfangs trinkt man weniger, später mehr, und fñhlt man sich einmal nicht disponirt, so muß man seinem Gefühl nicht widerstreben. Erst beim Nachhausekommen wird der Kaffee eingenommen, und wenn es gar nervöse Partenten sind, empfehle ich besonders auf diesen Morgenwundern nicht gar zu viel zu sprechen. — Schon in wenigen Tagen werdet Ihr an Euerm Aussehen den günstigen Einfluß meines Mittels bemerken; namentlich Euch mehr aufgeleget, heiterer und geistig stärker fühlen. Bei consequenter Durchführung kommt die entschundene Jugend größtentheils wieder, macht alle künftlichen Mittel überflüssig, und geistig kräftigere Menschen sind entstanden, die vielleicht auch manchen bessern Gedanken aus ihren Morgenbetrachtungen mitgenommen, als ihn die nicht-sagenden Gesellschaftsreden geben konnten. Eine geistige Selbstüberwindung, sei sie auch dem Aitar verzehlicher Eitelkeit gebracht, legt den Grund für eine zweite Jugend, und nicht leicht scheint mehr das unmöglich, was wir früher als solches bezeichneten.

Sollt Ihr's nicht wissen, meine lieben Verehrerinnen, daß Ninon de l'Enclos eben durch dieses Mittel hauptsächlich ihre unverwundliche Jugend erhalten? — Sie hat ihre Promenaden zu Pferde gemacht, und wenn dies zu Gebote steht, der thut gewiß wohl daran, wer's aber nicht haben kann, der brauche seine Füße, und ich glaube fast, er thut besser. — Wer aber in ehrllicher Consequenz mein Mittel erproben wird, muß sich zum Wohl vieler verpflichtet fühlen, dies unserm Bazar anzuzeigen.

[4339]

T. Willhoff.

Die Tochter des Geizigen.

„Du bist ein kräftiges kleines Ding, Eva, und kannst recht gut ohne Schuhe gehen bis zum Winter,“ sprach der alte Peter Claus zu seinem Töchterchen, „Uns Himmels willen möchte ich nicht, daß Deine Füßchen kalt würden, mein Herzchen, aber ich denke, wenn Du im Sommer ohne Schuhe und Strümpfe gehst, werden die kleinen Fehen besser den Winterfrost aushalten können. Nicht wahr, mein Liebchen?“

„Gehen ist ein geheutes Kind — sie braucht keinen Lehrer mehr und kann schon ganz allein buchstabiren im Katechismus, da ihr der Vater die Buchstaben gelehrt hat. — Nicht wahr?“

„Töchterchen, Du bist ein kleines Ledermaul; was brauchst Du Butter aufs Brod, oder Zucker in die Milch? Psiu über die Kinder, die immer ans Essen denken!“

Solche und ähnliche Lehren gab der alte Peter seiner Tochter, und ihre eble, liebende Natur nahm sie willig an; denn welche Entbehrungen der Vater in seinem Geiz seinem einzigen Kinde auferlegte, Eva trug sie gern und freudig, weil er verschwenderisch gegen sie war in einer Beziehung: in Liebe zu ihr. Wenigstens war er vollkommen überzeugt, daß alle seiner Tochter auferlegten Entbehrungen zu ihrem Besten dienten.

So wuchs denn Eva in der kleinen Fischerhütte ihres Vaters am Ufer der Nordsee zu einem selbstvertrauenden, opfermuthigen Mädchen auf. Seit ihrem siebenten Jahre mütterlos, hatte sie früh gelernt die Stelle ihrer Mutter zu ersetzen, im Hause sich nützlich zu machen und alle Arbeiten bestmöglichst zu verrichten, sie stopfte des Vaters Strümpfe, nähte Knöpfe an seine Hemden, verfertigte ihre eigenen düstigen Kleider, segte die Stuben und deckte den Tisch zu dem einfachen Mahl, welches gewöhnlich aus Brod und Milch bestand, doch zuweilen auch durch Heidelbeeren oder einen Schellfisch verberlicht wurde.

Peter Claus war zu argwöhnisch, um sich viel mit den Nachbarn zu schaffen zu machen; er sah sie selten und erlaubte ihnen nicht, zu ihm zu kommen. Unähnlich anderen Geizigen, war er stolz, und wenn von mitleidigen Leuten im Dorfe für ihn oder seine Tochter kleine Geschenke ankamen, so schickte er sie augenblicklich zurück und prägte dadurch der kleinen Eva einen solchen Widerwillen gegen fremde Unterstützung ein, daß sie auch durch die lockendsten Anerbietungen nicht dahin gebracht werden konnte, irgend etwas anzunehmen. So ward denn das Kind von allem Zusammenhang mit anderen Menschen, von aller Liebe abgeschnitten, außer von der, welche im Herzen ihres Vaters für sie lebte. Die Kinder des Dorfes, welche zuweilen auf dem Sande in der Nähe von Peters Hause spielten, riefen Eva und ihrem Vater Spottnamen zu, wenn sie sich lebten ließen. Daher fürchtete sie Eva, besonders nach einem Vorfall, unter dem sie grausam gelitten.

Sie hatte oft von einer Anhöhe an der Bucht sie beobachtet, ja manchmal hatte sie sich sogar furchtsam genähert, bleich und erregt vor Schreck mit ihres Gleichgen zu verfahren, und wenn die Kinder eben nicht in besonders übermüthiger, grausamer Laune waren, so ließen sie sie unbedacht; wagte sie jedoch, sich unter sie zu mischen, so war gewöhnlich eine bittere Schmähung die Strafe für ihre Zudringlichkeit.

Eva's liebendes kleines Herz hatte besonders zwei Kindern ihre Gunst zugewandt, einem hübschen fetten Jungen und einem schwächlichen kleinen Mädchen, seiner Schwester. Nur besaß Eva in ihrem Schatz von hübschen Steinen und Muscheln eine lange Schnur gelbesprengelter Seevogeleier, die sie im Sand des Ufers gefunden und ausgeblasen. Diese Eier waren ihr theuerstes Besitztum und in ihren Augen gab es auf der Welt nichts Schöneres und Wunderbarer's. Gar zu gern hätte sie sie den Kindern gezeigt, und eines Tages, da das schwache kleine Mädchen, ihr Liebling, sich von den Uebrigen vom Spiel ausruhte, näherte sich ihr Eva und hielt mit zitternder Hand und mit klopfendem Herzen die Eierkette dem Kinde hin. Dieses nahm sie hoch erfreut, doch tief seufzend, ohne auch nur durch ein Wort seine Freude gegen Eva auszusprechen, damit fort zu den Gespielen und zeigte ihnen die Herrlichkeit.

Nun eilte die ganze Schaar, besetzt von dem Wunsche, auch etwas so Schönes zu bekommen, zurück mit der Bescheidenheit zu der erregten Eva und bat, sie möge ihnen auch etwas schenken.

„Gieb mir auch was! Hast Du nichts mehr?“

Evaen führte jetzt mit nie gekannter Freude die Kinder

in ihr Museum, das, in einer Felssecke verborgen, noch Keiner entdeckt, und vertheilte alle ihre Schätze, alle. Aber sie gab sie mit Wonne hin, sie hatte ja jetzt Spielgefährten, und ihr Herz war leicht wie eine Feder.

Aber ach — kaum hatte sie sich ihres Schazes entäußert, als die Kinder abermals ihrer spotteten, ja statt des zu erwartenden Dankes hörte sie sogar, wie der hübsche fette Junge sagte:

„Ha, ha, haben wir doch etwas von dem kleinen Geizhals herausgekriegt; aber der alte — hu — der läßt Einen nicht über die Steine an seiner Thür gehen, man kömmt ihm ja ein Stück davon ablaufen — der alte Knicker!“

So mußte sie von ihrem lieben Vater sprechen hören. Im Geheimen ward sie recht böse auf ihren einstigen Liebling, aber da die anderen Kindern an dieser Schmähung doch keinen Theil gehabt, so wagte sie sich nächsten Tages wieder unter sie. Ihr Empfang war jedoch kein ermutigender.

„Denkst Du,“ riefen sie ihr entgegen, „weil Du uns ein Paar häßliche kleine Muscheln gegeben hast, werden wir nun mit einem Geizhals spielen. Geh und zähle Deine Eier, eins — zwei — drei — mit dem alten Peter um die Wette, wenn der seine Thaler zählt — eins, zwei, drei . . . Geh — Ihr seid alle Beide Geizhalse!“

Eva's Charakter war ein starker, der die empfangenen Einbrüche festhielt. So vergaß sie auch diese Schmähung nimmer, zog sich gänzlich in sich selbst zurück und unterbrückte aus Stolz jede Sehnsucht nach Freundschaft. Die See war ihre Gefährtin, die Seemöden ihre Gesellschaft.

Die Hütte des alten Peter Claus lag eine Strecke vom Dorfe entfernt, rings von felsigen Hügeln eingeschlossen, unfern von einer kleinen, von sandigen Ufern eingezungenen Bucht, welche eine Art Miniaturhafen bildete, in dem das alte morsche Fischerboot lag. Seit fast 20 Jahren war es nicht gebraucht worden, doch diesen alten Freund mochte der Geizige nicht verkaufen, es nahm eine warme Stelle in seinem Herzen ein, und er pflegte zu sagen: „Das Boot soll mir nicht mehr hinaus aufs Wasser, an das es nicht mehr gewöhnt ist, es mag hier an seinem alten Ankerplatz ruhig in Stücken zerfallen.“

Der alte Peter war durch glückliche Speculationen zu ungeheurer Reichtum gekommen. Anfänglich hatte er durch Fischerei so viel gewonnen, daß er ein Schiff kaufen konnte, welches das mittelländische Meer besuhr und ihm reichen Gewinn heimbrachte, den er in Staatspapieren anlegte. Die Zinsen derselben schlug er stets zum Capital, so lange, bis er seinen Besitz nach Tausenden zählte, während sein einziges Kind barfuß in den Lachen des Ufers umherlief, ohne Unterricht aufwuchs und von den herrlichen Genüssen des Lebens nichts kennen lernte; doch ich sollte sagen, nichts von den Genüssen der Kunst, denn das Kind hatte eine Seele, und die Natur malte Bilder für sie mit Mondlicht, Felsen gestalten, sprühenden, schäumenden Wogen. Die Natur löste ihr Sinn für Musik ein, denn auf ihrer ungeheuren Orgel von Fels und Wellen spielte der wilde Wind rauschende Choräle. Die Natur lehrte sie Anmuth der Bewegungen durch den schwebenden Flug der Möven, durch die kräuselnden Wogen, auf deren Rücken sich Schiffe schaukelten. Die Natur lehrte sie stündlich die höchste Poesie, und Eva hatte dafür ein empfängliches Auge, Ohr und Herz.

Die Leute tadelten bitter den alten Mann, daß er seine Tochter in solcher Unwissenheit aufwachsen lasse. Manchmal stellten sie ihn ernstlich zur Rede, doch dem Gutsheirn setzte der Alte nur einen Scherz, dem schlauen Amtmann stimmten Widerstand, und sogar dem Geistlichen nur hartnäckigen Trost entgegen. Keiner schien bei dem alten Starckopf etwas auszurichten, bis endlich eines Tages der Geistliche ihn nochmals der bittersten Grausamkeit anklagte, daß er seine Tochter so unwissend aufwachsen lasse und sie der Wohlthat der Erziehung beraube.

Dies hatte doch einige Wirkung, und an dem Tage, da Eva 14 Jahr alt war, sprach er zu ihr: „Heut ist Dein Geburtstag, Tochter, Du bist nun schon ein großes Mädchen und mußt in der langen Zeit doch was profitirt haben. Was hast Du gelernt?“

„Zahlen zusammenrechnen und in meinem Testament lesen, Vater.“

„Gut, der Prediger hat mir gesagt, ich möchte Dich alle Tage in seine Bibliothek schicken, und Du magst gehen. Aber verlange nicht Belehrung von ihm; Du bist gelehrt genug, um für Dich allein zu studiren. Suche Dir gute Bücher aus, immer die am meisten abgegriffen und zerriffen sind, denn das sind die besten, in denen auch andere Leute am meisten lesen. Studire recht fleißig. Sie sagen Alle, Du bist weit zurück, und ich möchte, daß Du Allen voraus wärest. Geh morgen früh, Eva, aber laß Dich nicht ins Gespräch ein mit den Dorfleuten. Geh ruhig Deinen Weg und laß Dich nicht zum Geschwätz verlocken.“

Der nächste Tag sah das stolze, stille Mädchen, barfuß wie immer, der Wohnung des Predigers zuwandern. Ohne ein Wort zu reden, setzte sie sich in eine Ecke der Bibliothek mit einem abgegriffenen Buche und blieb vier Stunden, in eifriges Lesen vertieft, dabei, ohne daß der gute Pastor sie auch nur mit einem Wort zu unterbrechen wagte, aus Furcht, sie könne eingeschüchtern werden und die Flucht nehmen.

Unbeobachtet von ihr aber leitete er ihre Studien, indem er die Bücher, die er für sie tauglich und nützlich hielt, ihr in den Weg legte. Die wenigen freundlichen Worte, die gütige Theilnahme, welche der gute Prediger bei Gelegenheit ihres täglichen Kommens der kleinen Studirenden zuwandte, waren in ihrem Herzen als Schatz aufbewahrt, und der Geistliche fühlte bald, daß das junge schene Mädchen ihm mit tiefer, liebender Verehrung zugethan war. Oft fand er kleine Sträußchen früher Frühlingsblumen oder seltener Waldpflanzen auf seinem Studirtisch, und seine Kinder janzchen über schöne Muscheln oder Seesterne, die Eva ihnen mehr in die Hände spielte als eigentlich gab; das kleinste Kind liebte sie sogar mit uniger, obgleich zurückhaltender Zärtlichkeit.

Der Geistliche kam zu der Ueberzeugung, daß ihr menschenscheues Wesen eine Folge der seltsamen Launen ihres Vaters sein müsse, denen sie als gute Tochter gehorche, verjuchte jedoch nicht sich in ihr Vertrauen zu drängen, aus Besorgniß, der wunderliche Alte könne die so schwer errungene Erlaubniß wieder zurücknehmen. So verging ein Jahr. Für Peter Claus war es ein qualvolles Jahr. In Folge einer Handelscrips hatte er viel Geld verloren und beschloß, seine Verluste wieder zu decken und solle er dabei auch wirklich noch einen Theil seines Vermögens aufs Spiel setzen.

Er rüstete also nochmals ein Schiff aus, konnte jedoch, argwöhnischer als je in Gelbangelegenheiten, Keinen finden, dem er die Führung desselben anvertraue.

Eines Tages kam er nach Hause mit einem ungeheuren Bullenbeißer und that der Tochter seinen Willen in folgenden Worten kund:

„Evchen, ich gehe nach Smyrna, um zu sehen, ob ich nach den großen Verlusten nicht etwas gewinnen kann. Dich lasse ich hier. Unten im Keller wirst Du eine alte Theefeste finden. Sie ist gut verpackt und voll Geld, ich glaube sogar, es ist ein bißchen Gold mit darunter; es ist mein Grundfah, daß man sich etwas bei Seite bringen muß, einen kleinen Notharsch, wenn Verluste eintreten. Hüte mir das Geld gut, Mädchen. Was Du brauchst zu nothwendigen Ausgaben, kannst Du aus der Leberbörse nehmen; aber, wohl zu merken, nur wenn's durchaus nöthig ist. Du bist ein braves, ehrliches Mädchen und wirst nicht anders leben, als wenn die Augen Deines Vaters Dich bewachten. Ich traue Dir, Eva. Meine Schuldscheine, Verschreibungen, Pfandbriefe u. dgl. sind in der Bank niedergelegt, und damit hast Du also nichts zu thun.“

Ich werde lange Zeit ausbleiben, und die Leute werden kommen und Dir vorreden, ich sei tot, weil sie mein Geld haben möchten; ein habgieriger Biibe kommt vielleicht, der Dich heirathen will, um des alten Mannes Gold zu gewinnen. Glaube ihnen nicht. Hoffentlich komme ich vor Ablauf zweier Jahre zurück, bin ich dann noch nicht hier, so warte länger, denn ich kann kommen, wenn ich am wenigsten erwartet werde. Bin ich aber nach fünf Jahren noch nicht zurück, so betrachte mich als tot und öffne mein Testament. Du wirst nicht ganz allein leben wollen, das weiß ich, Du bist's nicht gewohnt, darum bring ich Dir den Hund mit; an langen Winterabenden kannst Du, statt mit mir, mit dem Hunde reden. Pluto, hier! Er wird Dein Beschützer sein. Kauf nicht etwa Fleisch für ihn, er wird so schon genug kosten, aber laß ihn auch nicht verhungern, denn das wäre thöricht, da er solch einen Schatz im Keller zu bewachen hat und Dich dazu, Tochter. Es ist ein kräftiges Thier, kein Mann kommt gegen ihn auf; er wird Dich besser beschützen als Dein armer alter Vater.“

Eva, halte das Haus hübsch verschlossen, laß keinen Menschen zu Dir und verrathe den Schatz unter keiner Bedingung. Er ist das einzige, was ich sicher habe, das andere ist nur Papier. Sei eine treue Wächterin für Deinen vertrauenden alten Vater, Evchen; bin ich nicht immer gut zu Dir gewesen? Meinte ich's zu Dir nicht besser als irgend ein Anderer auf der Welt? So sei gehorsam mein Kind, und ich will Dich segnen, wenn ich heim komme. Mach keine Bekanntschaft mit den Nachbarsleuten, gehe Allen aus dem Wege, aber zu dem Herrn Pastor kannst Du gehen und lesen, wie gewöhnlich. Das ist eine gute Familie, aber nimm Dich auch da mit Reden in Acht und behalte Alles für Dich. Die übrigen Leute im Dorfe lauern nur auf eine Gelegenheit Dich auszuspündern, also meide sie.“

Eva, ihrer frühern Erfahrung mit dem Museum gedenkend, glaubte ihrem Vater, ließ seine Worte, wie Worte der heiligen Schrift, sich eingepägt sein und unterwarf sich, nachdem der Vater abgesegelt, mit ruhiger Geduld ihrem hinfert noch einsamern Leben.

Kaum ward die Abreise des alten Mannes bekannt, als die mitleidigen Dorfbewohner scharenweise herabkamen zum Fischerhäuschen, um Eva zu besuchen, sie zu sich einzuladen und sich zu erbieten, abwechselnd ihr Gesellschaft zu leisten. Doch sie hörte sie an mit erhöhtem Argwohn und wies jede Gemeinschaft zornig zurück.

Als am nächsten Tage eine neue Schaar von Besuchern sich einfand, war die Thür verschlossen und von einem ungeheuren Hunde bewacht, während Eva auf einer hohen Klippe saß und ihrer zudringlichen Besucher nicht achtete. Dies erbitterte die Leute und sie sungen an, Eva zu haßen, besonders da wenige Wochen hinreichten zu beweisen, daß sie noch geiziger sei als ihr Vater. Nicht selten mußte sie darüber beleidigende Aeußerungen hören, wenn sie durch das Dorf ging, was täglich geschah auf dem Wege nach des Pfarrers Hause, wo sie nach wie vor emsig ihren Studien oblag.

Gegen das Ende des Jahres, da sie ihres Vaters Rückkehr erwartete, konnte sie jeden Morgen und jeden Abend auf der Klippe gehen, hinausblickend auf das Meer; und in des Pastors Bibliothek angelangt, griff sie stets zuerst nach der Zeitung. Endlich fand sie Nachrichten, aber Nachrichten, die schwer auf ihr Herz fielen, wie das Todesurtheil aufs Herz des Verbrechers. „Der Meerscham, Eigenthümer Peter Claus, ist an der Küste von Candia gestrandet und alles was an Bord war, verloren.“

Der gute Pfarrer sprach ihr Trost zu und mahnte sie zur Ergebung, fand jedoch zu seinem großen Erstaunen, daß nach dem großen Sturm des Schmerzes sie fest zu der Meinung zurückkehrte, ihr Vater sei noch am Leben. Sie wiederholte dessen letzte Worte dem Geistlichen und bestand darauf, in gewohnter Weise fortzuleben, bis wenigstens fünf Jahre verstrichen, wie ihr Vater ihr gesagt.

Sie hielt Wort und bewachte den ihr anvertrauten Schatz so treu wie vorher. Konnte sie zuweilen des Nachts nicht schlafen, weil schreckliche Vorstellungen von ihres Vaters möglichem Tode sie peinigten, so stand sie auf, lehnte ihren Kopf an Pluto's Kopf und fand Trost in seinem treuen, thierischen Mitgefühl.

Natürlich ward das eigenthümliche Leben des jungen Mädchens viel besprochen, und Vermuthungen wurden angestellt, warum ihr Vater sie denn so fest an die einsame Hütte gefettet durch seine Befehle. Man kam auf den Gedanken, es müsse dort ein Schatz verborgen sein, und diese Ansicht ward bestätigt durch Eva's Sorgfalt, das Haus nie allein zu lassen. Sobald sie ausging, blieb der Hund als Wächter zurück. In dem Orte herrschte noch patriarchalischer Sinn, und von Einbruch wußte man dort so wenig, daß Niemand auf den Gedanken kam, das einsame Mädchen könne von Räubern überfallen werden, sie allein hielt dies für möglich. In Folge jener Sorglosigkeit nahmen die Leute im Dorfe auch keinen Anstand, von dem Schatz des alten Peter zu sprechen, und verhandelten eines Tages auch wieder dies beliebte Thema in der Schenke, als ein vagabondirender Krämer oder Kesselflicker zugegen war. Der Fremde nahm scheinbar kein Interesse an dem Gespräch, im Stillen aber dachte er ernstlicher darüber nach, als es mit den Grundfäden eines ehrlichen Mannes verträglich ist. Gleichwohl verabshiedete er sich und versprach, in drei Wochen mit einer Auswahl von neuem Zimmergeräth wiederzukommen.

Gleichzeitig war ein anderer Fremder ins Dorf gekommen, Franz, der Nefse des Pfarrers, welcher die Universitätsferien

bei seinem Onkel zubringen wollte. Er stand im 21. Jahre, hatte einen edeln, denkenden Geist, und sein Aeußeres entsprach seinem Innern.

Am Morgen nach seiner Ankunft sah er im Bibliothekszimmer und las, als seine Aufmerksamkeit durch ein Geschrei auf der Straße erregt ward. Aus Fenster tretend, sah er ein schlantes, ärmlich gekleidetes Mädchen daherkommen, von einem Schwarm Schulkinder verfolgt, die sie verhöhnten und mit allerlei Spottnamen nannten. Ihr Gesicht war sehr bleich, dennoch senkte sie das Haupt nicht unter diesen Schmähungen, sondern schlug nur die Augen nieder.

Franz vermuthete, sie sei krank, weil Krankheit stets Kinder besonders zum Spott reizt, und ging, da sie dem Hause sich näherte, ihr bis zur Thür entgegen, um diese zu öffnen und die Ankommende vor der Nothheit der Dorfjugend zu schützen. Nachdem sie eingetreten, ging er hinaus auf die Straße und drohte den Knaben mit Strafe, wenn sie noch einmal über so gemeiner Bosheit sich betreffen ließen. Die wilde Rote stob beschämt und verlegte auseinander.

Als Franz in das Bibliothekszimmer zurückkehrte, sah das junge Mädchen in einer Ecke, ein großes Buch vor sich, die Ellenbogen auf dem Tisch, den Kopf in den Händen, aber sie las nicht. Sie kämpfte ihre Thränen zu unterdrücken, und wollte die Gegenwart des jungen Mannes nicht bemerken, während ihre Wangen vor Erregung glühten und ihre Lippen krampfhaft zitterten. Da Franz bemerkte, daß sie nicht angebetet zu sein wünsche, verließ er das Zimmer, kehrt jedoch bald darauf zu seinem Buche zurück und fand das Mädchen, das Gesicht auf die Arme gelegt, so laut schluchzend, daß sie sein Kommen nicht bemerkte.

Der Jüngling suchte seinen Oheim auf, um Aufschluß über den seltsamen Gast zu erhalten und erfuhr nun des Mädchens Lebensgeschichte, welche in der Seele des jungen Mannes sogar ein noch tieferes Interesse erweckte, als Eva's stolze, wilde Schönheit.

So lange Franz da war, duldete er nicht, daß Eva unbeschützt durch das Dorf gehe. Er beobachtete ihr Kommen und Gehen, und sie wußte wohl, wem sie die Befreiung von früheren Kränkungen zu verdanken hatte, obgleich sie niemals ihren Dank aussprach. Noch süsser aber empfand sie in ihrem armen, verlassenem Herzen den Schutz und die holde Abhängigkeit, welche dem Gefühl des Weibes so wohl thut; war doch schon die Höflichkeit eine ihr so selten erwiesene Wohlthat, daß sie dafür sich zu innigem Dank verpflichtet fühlte.

Es mochte ungefähr vierzehn Tage nach des jungen Mannes Ankunft sein, als er, über die Gemeindevorlesung gehend, die Leute des Dorfes, den Kesselsicker in ihrer Mitte, von der Tochter des Geizigen reden hörte. Der Vagabund wußte das Gespräch so zu lenken, daß er über das Haus und die Verhältnisse des Peter Claus so viel erfuhr, als die Leute selbst wußten. Dem jungen Mann entging die lauernde Miene des Krämers nicht, er behielt ihn scharf im Auge, und folgte ihm, da er die Wiese verließ, von fern, sich in der Nähe von Eva's Hütte verbergend.

Der Krämer ließ den üblichen Ruf erschallen, und Eva kam herans, um altes Zinn und Lumpen gegen neue Sachen umzutauschen. Pluto folgte ihr. Als der Handel abgeschlossen, bestand der Verkäufer darauf, ihr die gekauften Sachen ins Haus zu tragen, und nachdem er bei dieser Gelegenheit sich eifrig umgesehen nach den Riegeln der Thüren und Fenster, fuhr er mit seinem Karren weiter.

Eva begann nun in ihrem Garten zu arbeiten, und da Franz seinen Schlupfwinkel nicht verlassen konnte, ohne von ihr bemerkt zu werden, so blieb er ruhig dort, um nicht in Verdacht der Zudringlichkeit zu kommen. Nach kurzer Zeit hörte er leise Tritte und einen keuchenden, unterdrückten Athem neben sich; es war der Kesselsicker, der dicht neben Franz sich verbarg, ohne ihn zu bemerken, da dichtes Gebüsch Beide trennte.

„Hm,“ murmelte der unheimliche Nachbar. „Ich dachte, das Haus wäre gegen den Felsen gebaut — aber ein Felsenkeller muß da sein — der verdammte Hund!“

Nach einem nochmaligen genauen Ueberblick verließ er sein Versteck und kam zum Vorschein, so daß Eva ihn bemerkte und einen scharf beobachtenden Blick auf ihn richtete.

„Aha,“ murmelte er, „Du hättest besser gethan, nicht so neugierig zu sein;“ klomm dann unbefangen die Höhen hinauf, als habe er nur die See beobachten wollen, und ging auf sein Quartier zu, in die Schenke zum rothen Löwen.

Franz besaß etwas von dem Mittersinn, welcher der männlichen Jugend dem schwächeren Geschlecht gegenüber so wohl ansteht, er fühlte sich zu Eva's Schützer berufen, und sann auf Mittel, sie zu vertheidigen. Gleichwohl konnte er sich nicht entschließen, seinen Onkel oder sonst Jemand seine Bestürzungen mitzutheilen; er vertraute sich selbst und Pluto.

In der Nacht schlief er aus seinem Zimmer und streifte um Eva's Hütte in einer Entfernung, welche ihn hoffen ließ, seine Tritte würden dort nicht gehört werden. Pluto aber hörte sie dennoch und erhob ein solches Gebell im Hause, daß Franz mit Recht fürchtete, Eva müsse tödtlich erschrecken. Er versuchte still zu stehen, doch auch dies beruhigte den Hund nicht. Was war nun zu thun? Franz erwartete den Krämer mit solcher Gewißheit, daß er sich nicht zu entfernen wagte; so entschloß er sich also zu klopfen und den Grund seines Kommens zu erklären. Als er sich näherte, sah er des Mädchens bleiches Gesicht am Fenster, die nach dem nächtlichen Ruhestörer sich umschaute. Sie erkannte Franz augenblicklich und öffnete das Schiebfenster.

„Gott sei Dank, Sie sind es,“ sprach sie, „ich glaubte, es sei der Krämer. Ruhig, Pluto, es ist ja ein Freund, alter Junge. Still! — Glauben Sie, Herr Franz, daß mir Gefahr droht, weil Sie kommen, mich zu beschützen?“

„Ich sah den Krämer heut hier herumlaufen und glaubte, es könne Böses zu bedeuten haben. Ich wollte Sie nicht stören noch beunruhigen. Sie haben einen sehr wachsamem Hund, Du mußt mich künftig besser kennen, Bursch; da hast Du meinen Handschuh, berichte ihn, und ein anderes Mal mache keinen Lärm mehr, wenn ich komme. Seien Sie jetzt ganz ruhig, Eva, ich werde draußen Wache halten. Ich bleibe bis zum Morgen hier, Sie können also sorglos schlafen.“

„Gott lohne es Ihnen!“ war der altmodische Ausdruck ihres Dankes, der von Eva's jungen zitternden Lippen ausgesprochen, ernst und feierlich in des Hörers Ohr klang. Pluto war jetzt über des nächtlichen Besuchers Ehrlichkeit beruhigt und wedelte mit seinem buschigen Schweif, gleichsam als Entschuldigung seines frühern Argwohns. Dann ward

das Fenster sacht geschlossen, und Franz brachte die Nacht träumend, jedoch nicht schlafend, unter freiem Himmel zu.

Das Haus blieb ungestört, und als die ersten Fischer früh zu ihren Booten gingen, begab Franz sich nach Hause.

Zur Stunde, da Eva gewöhnlich ins Pfarrhaus zu kommen pflegte, stand der junge Mann bereits auf seinem Posten am Ende des Dorfes, doch statt wie sonst, ohne ein Erkennungszeichen still an ihm vorüberzugehen, kam sie sogleich auf ihn zu und bat ihn, doch mit ihr zu gehen und ihren Hund zu beobachten, welcher dem Tode nahe schein. Franz vermuthete augenblicklich eine Vergiftung. Er begleitete Eva nach ihrer Hütte, verordnete einige Gegenmittel und erwartete mit Spannung deren günstige Wirkung. Diese blieb nicht aus; Pluto's Leben war gerettet, und die Dankbarkeit seiner Herrin gegen den Retter spottete jeden Ausdrucks.

Franz, jetzt mehr als je von der Absicht eines Einbruchs überzeugt, machte Anzeige beim Magistrat und veranlaßte, daß in nächster Nacht Wachen außerhalb des Hauses aufgestellt wurden, denn im Innern desselben wollte Eva sie nicht dulden, erklärend, daß Pluto wieder kräftig genug sei, ihre Person zu vertheidigen.

Doch auch diese Nacht verging und der Morgen war bereits nahe, als der Krämer erschien. Ueberzeugt, daß der Hund todt sei, da er ihn hatte das vergiftete Fleisch verschlingen sehen, näherte er sich behutend dem Hause, bohrte ein großes Loch in die Thür, schob die Kiegel zurück, und wollte eben eintreten, als ihm noch einfiel, sein Veil mitzunehmen, das er draußen an der Thür niedergelegt; er nahm es in die Hand und prüfte die Schneide. Pluto verhielt sich ganz ruhig, doch als der Krämer jetzt wieder das Haus betrat, sah er zwei grüne Augen im Dunkeln leuchten; im nächsten Augenblick lag er am Boden, an der Kehle gepackt von Pluto's kräftigen Rähnen. Ein Triumphgeschrei drang in sein Ohr, der Hund ward hinweggenommen, und der Krämer befand sich in den Händen der Gerechtigkeit.

Dieser Vorfall ward bald weit und breit bekannt und die Tochter des Geizigen mehr als je Gegenstand der Unterhaltung und Aufmerksamkeit. Sie blieb dasselbe stille, zurückhaltende Wesen, nur gelang es der Frau des Pfarrers, ihr etwas näher zu kommen. Denn obgleich Eva ihres Vaters Befehl heilig hielt und stolz jede Begünstigung zurückwies, so verschmähte sie doch mitterlichen Rath nicht, namentlich wenn dieser Haushaltungsgeschäfte und die Ordnung des Anzugs betraf. Sie war jetzt häufig auch des Nachmittags im Pfarrhause, während Pluto ihre Hütte bewachte, die sie stets vor einbrechender Dunkelheit wieder betrat. Da der Pfarrer stets Sorge trug, daß Eva bei solchen Besuchen mit kenntnißreichen, klugen und braven Menschen zusammentraf, so genoß das junge Mädchen den Vortheil, in guter Gesellschaft zu leben und die Ereignisse des Tages von klugen Männern besprechen zu hören, obgleich sie selbst nie in die Unterhaltung sich mischte.

Die Kinder des Pfarrers liebten Eva zärtlich, kamen oft zu ihr an die Bucht, saßen mit ihr auf den Felsen, und als Franz seine Studien beendet, kam auch er, und Eva empfing ihn mit unverhehlter Freude.

Sie war jetzt ein schönes, stattliches Mädchen; durch ihr einfaches Leben und ihre eigenthümliche Lebenswürdigkeit selbst für Fremde interessant. Für Franz aber war sie das unvergleichliche Weib, die Königin der Welt durch ihre Seelenhöhe, ihre Güte und Schönheit. Doch was in seinen Augen ihrem Reiz die Krone aufsetzte, war, daß sie ihn anerkante, wenn auch nicht als ihren Herrn und Meister, aber sie liebte, sie bewunderte ihn, sie schätzte ihn als ihren besten Freund.

Ihre Gefühle gegen ihn zu verbergen, verschmähte sie. Ihr Herz war ein aufrichtiges und schämte sich seiner Aufrichtigkeit und Treue nicht, ja sie war stolz auf seine Liebeskraft. Ohne daß sie ihr so natürliche weibliche Würde vergaß, las doch Franz in ihrem ganzen Wesen die innige Liebe zu ihm, und als er endlich eine feste Stellung erworben, gestand er dem Mädchen seine Liebe in glühenden Worten und fragte sie, ob sie das mühevollen Leben eines Landgeistlichen theilen wolle.

Eva hatte nun einen harten Kampf zu bestehen, doch sie siegte und antwortete nach kurzer Ueberlegung:

„Nein, ich will ausharren bis zum Ende. Vor meines Vaters Rückkehr kann ich den mir anvertrauten Platz nicht verlassen.“

Franz bestritt mit einigen Vernunftgründen die Nothwendigkeit längern Wartens, doch sie beschwor ihn zitternd und stehend:

„Führen Sie mich nicht in Versuchung, Franz; Sie wissen, wie sehr mein Herz geneigt ist, zum Verräther an der Pflicht zu werden. Führen Sie mich nicht in Versuchung!“

Franz versuchte noch einmal die Ueberredungskraft der Liebe, doch Eva hielt sich die Ohren zu und sagte:

„Ich darf nichts mehr hören! Nein, Franz, nie will ich wieder Sie anhören, bis ich meines Vaters Einwilligung habe. Ich bitte, sagen Sie mir nichts mehr.“

Franz erhielt die Stelle eines Predigers in einem Orte, welcher von Eva's Heimath nicht weit entfernt war, und traf mit dieser oft in seines Oheims Hause zusammen.

Ihr einziges Streben ging jetzt dahin, sich so zu bilden, daß sie des Geliebten würdige Gattin werden, und allen Pflichten ihrer künftigen Stellung genügen könne. Ihre Bildung wie ihr Charakter waren in der That so ungewöhnlicher edler Art, daß auch ein viel höher gestellter Mann als Franz stolz auf sie hätte sein können, und der gute Oheim des jungen Geistlichen freute sich aufrichtig, daß sein Neffe so überaus glücklich in der Liebe gewesen.

Fünf Jahre seit der Abreise des alten Peter waren fast verfloßen, und jeden Morgen und Abend stieg Eva auf die Klippen und forschte, ob kein Schiff nahe. Fast wie ein übernatürliches Wesen stand sie dort oben, eine hohe schlank Gestalt, auf dem Hintergrunde dunkler Gewitterwolken oder des klaren blauen Himmels. Näherte sich ein Schiff, so eilte sie rasch hinab in die Hütte, um Alles zu des Vaters Empfang vorzubereiten, und wartete so lange, bis jede Hoffnung vorüber war.

Eine Woche lang vor ihrem 21. Geburtstag brachte sie stets den ganzen Tag auf den Klippen zu, doch kein Schiff erschien während der ganzen Woche.

Als endlich der letzte Tag des Wartens, ihr 21. Geburtstag kam, begab sich der Magistrat und Franz, als eingeladener Gast, in Eva's Haus, um das Testament des alten Peter Claus zu öffnen. Sie legte es auf den Tisch vor die Herren

und nahm still und ruhig Platz. Sie hatte die Nacht in großer Betrübniß zugebracht, denn alle Hoffnung auf die Rückkehr ihres Vaters war jetzt verloren. Das Testament galt ihr wenig, es handelte ja nur von dem Golde des Vaters; was kümmerte sie dieses, da sein liebendes Herz aufgehört hatte zu schlagen.

Das Testament ward laut vorgelesen. Der alte Peter Claus setzte seine Tochter zur Universalerbin seines großen Vermögens ein, zwei kleine Summen ausgenommen, deren eine zum Bau einer steinernen Gruft, die andere zum Ankauf einer Glocke bestimmt war, welche im Kirchturm des Dorfes ihren Platz finden sollte. Eva war zur Testamentsvollstreckerin ernannt unter Beihilfe des Gerichts.

Indes war ihr nicht vollkommene Freiheit gelassen, über ihr Eigenthum nach Gefallen zu verfügen. Eine Hälfte desselben war so angelegt, daß sie nur die Zinsen davon beziehen konnte, während die andere Hälfte ihrer Bestimmung freigegeben blieb. Die Herren vom Gericht setzten der jungen Erbin das Alles deutlich auseinander, verabschiedeten sich dann, und bald war Eva allein.

Eine Woche verging, ehe sie wiederum für Jemand sichtbar ward, ausgenommen für ihren Freund, den alten Prediger welcher täglich zu ihr ging und ernste Unterhaltungen mit ihr führte, deren Resultat war, daß sie, der Gegenvorstellungen des Pfarrers ungeachtet, das Gericht mit Abfassung einer Schenkungsacte beauftragte, durch welche die Hälfte ihres sämmtlichen Besitzthums wohlthätigen Anstalten und frommen Stiftungen zufiel.

„Wissen Sie auch, was Sie thun?“ fragte der bedächtige Freund.

„D, gewiß. Weiß ich doch kaum, was ich mit der noch übrigen Hälfte anfangen soll.“

„Sie könnten den vornehmsten Mann heirathen, mit Ihrem großen Vermögen, Sie können eine Gutsherrin werden, wo Sie nur wollen, Sie wissen nicht, welche reiche Zukunft Sie offen durch Ihre Wohlthaten,“ bemerkte der Gerichtsherr.

Eva lächelte über diese weltlichen Bedenkllichkeiten, und über die gemäßigteren Vorstellungen des Pfarrers. Es blieb bei der Schenkungsacte.

An diesem Abend besuchte Eva wieder das Pfarrhaus, und Pluto begleitete sie, da der zu bewachende Schatz jetzt ihr eigen war, und ehe sie von dem Prediger Abschied nahm, sagte sie zu ihm mit ruhiger, leiser Stimme:

„Wenn Sie Franz sehen, sagen Sie ihm, ich möchte sehr gern mit ihm sprechen.“

Franz, bestürzt, in Eva eine so reiche Erbin zu finden, hatte nämlich gleich nach Eröffnung des Testaments ihr Haus und den Ort verlassen, und sich dort nicht wieder eingefunden, noch irgend ein Wort an sie gerichtet, aus Besorgniß, seiner Annäherung könnten eigennützig Gründe untergelegt werden. Eva war seines Herzens gewiß, und da die Frau des Pfarrers die Bedenken des jungen Mannes oft offenbart, ließ sie ihn einfach bitten, er möge zu ihr kommen, denn es kam ihr nicht in den Sinn, durch äußere Verhältnisse von dem Geliebten sich trennen zu lassen.

Als er ankam, stand sie an der Bucht, die Hand auf Pluto's Kopf gestützt, und blickte in die rollenden Wogen. Sie hörte die Tritte Franzens, ein warmer Strahl leuchtete in ihren Augen auf, doch ging sie ihm nicht entgegen, ja sie sah sich nicht einmal nach ihm um.

Bald stand er an ihrer Seite, doch auch da noch wandte sie das Gesicht weg von ihm, sah hinaus auf die Wogen und sagte:

„Reden Sie, ich höre.“ Franzens Worte, anfänglich schüchtern, doch nach und nach reicher emporwachsend mit dem Strom der Empfindung, ergossen eine Fluth von Seligkeit über des Mädchens Seele, und als wolle ihr langjähriger Freund, aus Besorgniß, mitfühlend ihr nahen, drangen seine Wellen am sandigen Ufer empor und küßten ihre unbedeckten Füße.

Als am Tage der Vermählung des jungen Paares der Pfarrer seinen Lieben die Traurede hielt, sprach er, auf Eva deutend, zu der Versammlung: „Sie war eine treue Tochter; sie ist über Wenigem getreu gewesen, darum hat Gott sie über Vieles gesetzt, und mit Wohlthun hat sie ihre Herrschaft begonnen.“

[4341]



Ritt für Porcellan und Glas.

Nachstehender Ritt entspricht, Gläser's Erfahrungen zufolge, allen Anforderungen hinsichtlich der zu erzielenden Festigkeit der Bruchstücke. Zwei Theile gepulverte gebrannte Musterschalen werden mit einem Theile gepulverten arabischen Gummi gemischt und mit Gneiß oder Wasser zum dicken Brei angerieben; damit werden die zu verbindenden Stücke bestrichen, aneinander gedrückt und bei gelinder Stubenwärme ruhig hingestellt, damit der Ritt langsam trodne. Man kann auch gleiche Theile gebrannte Musterschalen und arabisches Gummi nehmen, und erhält gleichfalls genügende Resultate.

Neues Verfahren, das Oel zu reinigen.

Dasselbe besteht nach einem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Thomas Drapton genommenen Patente darin, daß man das Oel mit Alkohol vermischt und durcheinander schüttelt.

Einfaches Mittel zur Herstellung eines fast luftdichten Fensterchlusses.

Man mache von gutem Vellitt (sogenannter Stockfarbe) lange Rollen von der Dicke eines starken Bleistiftes bis eines kleinen Fingers, je nach Beschaffenheit der Fensterrahmen, lege diese in den Spund längs aller 4 Seiten des ausgehenden Flügels und schließe dann denselben mit sanftem Drucke. Es wird damit der Vellitt dergestalt zwischen beide Rahmen gepreßt, daß dem Luftzuge jeder Durchgang verwehrt ist. Damit aber das Fenster auch in der Folge geöffnet werden könne, ohne den gewonnenen dichten Schluß wieder zu verlieren, befreibe man vor Anbringung der Rolle von Vellitt denjenigen Spund, in welchem dieselbe harten bleiben soll, mit Leinwand und pudere die Seite der Rolle, welche beim Schließen des Flügels zwar an den andern Rahmen sich fest anlegen, aber an demselben nicht anheben soll, mit trockener Schlemmweide. Zum Ueberflus kann man mit dieser auch noch die Theile des andern Rahmens bestauben, welche

beim Schließen des Fensters von dem Kiste berührt werden. Läßt man dann das Fenster einige Tage geschlossen, so wird die Kittausfüllung an dem mit Firnis bestrichenen Rahmen festigen, von dem andern dagegen beim Öffnen sich leicht ablösen und für die Folge den Zweck so vollständig und zugleich dauerhaft erfüllen, wie es die sorgfältigste Tischlerarbeit vermöchte.

Nüsse zu jeder Jahreszeit frisch und schmackhaft zu machen, als wenn sie so eben vom Baume gefallen wären.

Diese Eigenschaft erhalten die Nüsse, wenn man sie in ein Gefäß legt, mit heißem, stark gesalzenem Wasser überzieht und darin erkalten läßt. Die Kerne lassen sich dann schälen wie ganz frische Nüsse und schmecken auch eben so.

Santein (Saponin). Mittel zum Reinigen der ledernen Handschuhe.

3 Unzen Seife werden in 2 Unzen Wasser gelöst, 2 Unzen Bleichwasser und 1 Drachme flüssiges Ammoniak zugegeben. Man reibt damit mittelst eines Flanellappchens die Handschuhe, bis sie rein sind.

Doppelschawls

auf orientalische Art zu tragen.

Es darf als eine nicht unerfreuliche Folge der in letzter Zeit häufigen, theils kriegerischen, theils friedlichen Verührungen mit dem Orient betrachtet werden, daß jetzt bei uns, in dem crinoline-gesesselten Occident, der Sinn für malerische Gewandung stärker als sonst hervortritt, und seine Rechte wenigstens neben den unschönen und geschmacklossten Modedecapricen geltend macht, wenn er auch über dieselben nicht gänzlich den Sieg davonträgt.

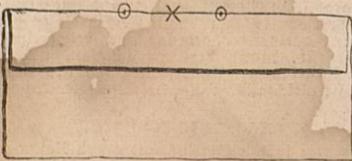
Die ungeschmälerte Günst, in welcher der Burnous bei den Damen steht, ist ein Beweis dafür, noch mehr vielleicht der mit Enthusiasmus aufgenommene Versuch, die Shawltücher auf orientalische Art zu tragen.



Das Shawltuch, es mag nun ein echt türkisches, oder heimisches Fabricat sein, ist bis jetzt nicht aus der Garderobe der Damen verdrängt worden, obgleich seit vielen Jahrzehnten Legionen von Pelissen und Mantellets, von Herbst- und Frühjahrsmänteln gegen dasselbe zu Felde zogen und seine Bedeutung zu schmälern suchten, was ihnen allerdings theilweise gelang, denn ein Shawltuch ist nur dann eine kleidbare Hülle, wenn es grazios getragen wird. Ueber die Nützlichkeit der Shawltücher herrschte stets nur eine Stimme in der Damenwelt. Niemand konnte verkennen oder leugnen, daß seine jedem Wechsel der Mode trockene einfache Gestalt es zu einem wünschenswerthen Toiletten-Versithum, seine Größe und Schmiegbarkeit es zu einer wohlthuend warmen, schützenden Hülle mache. — Doch die Grazie wurde gar häufig an dieser Hülle vermisst; sehr natürlich. Eine Mantille, ein Mantel von graziosem Schnitt verleiht seiner Trägerin eine gewisse Anmuth, selbst wenn sie deren von Natur nicht beßit, dahingegen ein Shawl nur die Grazie beßit, welche die Trägerin ihm verleiht.

Auf verschiedene Weise schon hat man versucht, den wärmenden Shawl anmuthig um den Körper zu drapiren; die in regelrechter Geradheit auf der Höhe arrangirten Zipfel ließen den Sinn für das Malerische allzu sehr unbefriedigt, um auf die Dauer zu gefallen, man suchte durch absichtliche Nonchalance die anmuthlose Symmetrie der rechtwinklig gelegten Zipfel zu verbannen und trug den Shawl nach unbestimmbaren Regeln der Regellosigkeit.

Jetzt endlich ist man auf dem Punkte angelangt, zu bemerken, welche anmuthige Hülle ein Shawltuch werden kann, wenn man es auf orientalische Weise, gleichsam als improvisirten Burnous, trägt, wodurch zugleich die sonst bei den Shawltüchern so lästige fahrenden Falten am Halse beseitigt werden. Da dieser Entdeckung sich die allgemeinste Anerkennung prophezeiten läßt, so wollen wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen. Welche unierer Leserinnen also im Besitz eines Doppelschawls, kann in einer Minute denselben zum modernen Burnous umschaffen, wenn sie ihn seiner ganzen Länge nach, je nach Bedürfniß der Gestalt, $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Elle nach der linken Seite zu einschlägt, wie es die kleine Abbildung, Fig. 2, darthut.



Die Mitte der umgeschlagenen langen Seite ist auf der Abbildung durch ein Kreuz bezeichnet. Von dieser aus legt man das Tuch zusammen, so daß Punkt auf Punkt trifft, steht an dieser Stelle (2) Viertel bis $\frac{1}{2}$ Elle von der Mitte entfernt) das Tuch mit einer Nadel zusammen, am besten mit einer sogenannten englischen Tuchnadel, und läßt beim Umnehmen das abgedeckte Theil als Capuchon hinten herabhängen (siehe die Abbildung Fig. 1). — Vorn wird das Tuch in der Weise aufgenommen, daß die Ecken der untern langen Seite, wie bei einem Mantel, vorn zusammentreffen.



Trag ein Herz, den Freuden offen,
Doch zum Lebensstumpf bereit;
Fern im Misgeschick hoffen;
Denn des Sturms bei heit'rer Zeit.

Die Menschen haben von jeher den rechten Weg erst dann gefunden, nachdem sie alle Abwege durchirrt hatten.

Denken was wahr, und fühlen was schön, und wollen was gut ist, Darin erkennet der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens.

Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
Der findet nie was ihm genügt;
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.



Du magst mit die, Du magst mit das mich gatten,
Stets bin dem Reich der Gegenwart ich fremd.
Mit die gehö' ich in das Land der Schatten,
Mit das bin ich ein Alp, der oft den matten,
Gequälten Geist gar wunderbar beklemmt.

Mit die, obgleich schon längst in Staub zerfallen,
Hab' ich noch hohe Geltung in der Welt,
Mit das vermein' ich, in den dunkeln Hallen
Der Zukunft zu erspähen, was uns Allen
Der Vorsicht Wille liebend vorenthält.

Werd' ich mit die Dir Sporn zu edelm Streben,
So sei Dein Stolz auf mich Dir unverwehrt,
Und trete je mit das ich in Dein Leben,
So sei es nur um Dir voraus zu geben
Das Glück, die Freude, die Dein Herz begehrt.
[4340] Marie Harrer.

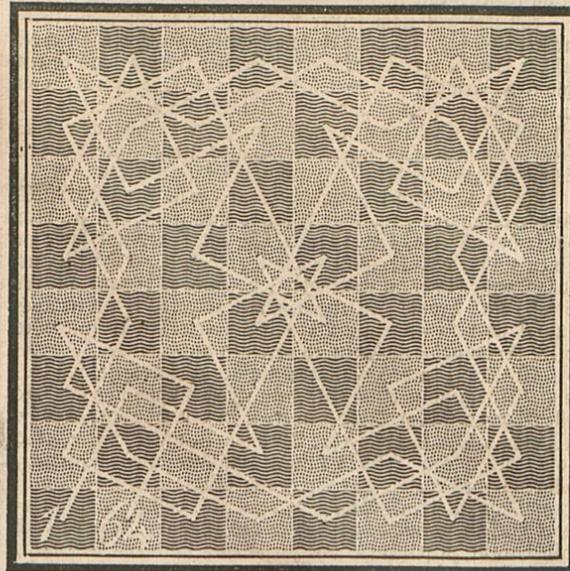
Rösselsprung-Aufgabe.

es.	oh.	det.	be.	allein	fals	der	den.
Eie	gei.	ist	der.	nie	schaft	schaft	ein.
sie	was	ne	re.	tig.	Kunst	Lei.	Na.
siezt.	ist	als	ir.	gen.	geln	der	den.
siezt.	te.	ber.	Lei.	ne	sie	tur.	von
gleich.	ü.	re	der	Ne.	sie.	Lei.	und
red.	ü.	re.	ei.	den.	ren.	Mensch.	de.
ber.	sam	Be.	füh.	det	ren	schaft.	Die

Rebus.



Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 364.



Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 364.

Der Kranz der Mutter.

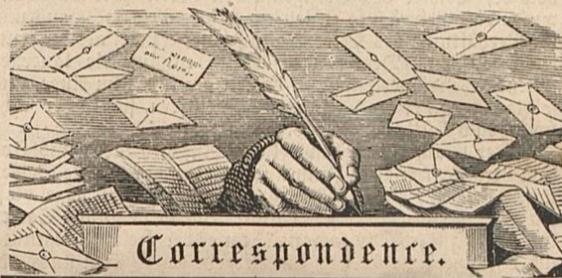
Die Kinder schmüden sich mit Kränzen,
Sie selber sind der Mutter Kranz;
Sie treten an zu Ringeltänzen,
Das ist der Mutter Freudentanz.
Sie sieht die jungen Augen glänzen,
Das giebt den ihren neuen Glanz;
Wem gute Götter so ergänzen
Des Lebens Lust, dem ist sie ganz.

Auflösung des Räthfels Seite 364.

„Mannheim.“

Auflösung des Rebus Seite 364.

„Eine Hand wäscht die andere.“



Correspondence.

Hr. F. v. S. in D. Die Sahnenfedern, welche lange genug unter der Acht des Verantwärtens schmachteten, sind jetzt ein so überaus beliebter Schmud der Damenhüte, daß der stolze Sultan des Hühnerhofes noch stolzer einerschreiten würde, wenn er Bestand hätte, diese Ehre zu würdigen. Sie sagen, sich der Sahnenfedern als Hut schmud zu bedienen, vielleicht weil die Sahnenfeder die herkömmliche Fieder am Hut des Mephistopheles? — Ueberwinden Sie diese Scrupel. Die Mode ist mächtig genug, um den Geist, „der stets verneint“, seines uralten Monopols ungestraft berauben zu dürfen.

Hr. W. M. in J. Ineinander hängende Ringe sind gegenwärtig eine sehr beliebte Form für die verschiedenartigsten Schmudgegenstände — Armbänder, Halsketten, Broden u. s. w. Englischer Schmud ist der gebräuchliche Gattungname für dieses Genre.

Hr. J. K. in L. Eine unserer nächsten Nummern wird über Kindergarderobe umfassende Mittheilungen geben.

Hr. J. L. in B. Eine wollene Pelierine in Häfel, oder Strickarbeit wird vielleicht in Nr. 4 des Bazar erscheinen.

Hr. C. S. in L. und Hr. C. M. in T. Nichtig.

Hr. B. K. in S. Wenn Sie die Kettentücher auf der obern Fläche fäden wollen, so eignet sich dazu das Tafelserie-Desin (Rosen und Maiblumen) der letzten Nummer vorigen Jahrgangs. Etiden Sie dagegen die Seiten der Kissen, so finden Sie zu diesem Zweck in den Nummern des Bazar schmale Muster, z. B. Seite 79 vorigen Jahrgangs.

Hr. Dr. G. M. geb. L. in Gr. O. bei W. Die Gewährung Ihrer Bitte kann unversehrt erst später erfolgen.

Hr. M. K. in W. Namen und Chiffren werden erscheinen. Auflösung richtig.

Hr. Gr. J. in R. in S. Der Schnitt ist nicht in unseren Händen.

Hr. v. K. auf W. Eine der nächsten Nummern bringt Abbildungen und Berichte über Balltoilette.

Hr. S. F. Ein Muster in der von Ihnen beschriebenen Weise können wir in nächster Zeit nicht erscheinen lassen, doch werden Ihnen manche der im Bazar vorhandenen Tafelseriemuster für diesen Zweck dienen.

Hr. C. Sch. Unser Grundsatz ist, so viel als möglich jeden Geschmack zu berücksichtigen.

Hr. L. H. in S. Mantel von weißem Bisac sind der jetzigen Jahreszeit nicht angemessen. Der Name wird erscheinen. Die haarflechten transformirten um den Kopf zu tragen, ist ganz modern. Ihre noch übrige Frage müssen wir mit Nein beantworten.

Hr. S. D. in B. Als Bekaf eines so schweren Kleides würde Sammet jedenfalls dem Taffet vorzuziehen sein.

Hrn. F. W. in V. Wir können von Ihrer Einwendung keinen Gebrauch machen. Ein mehrjähriger Abonnent in Sch. Der Name wird erscheinen.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, sowie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, sowie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.